# Reichs-Elternwarte

Die Brücke zwischen Schule und Elternhaus

Herausgeber: Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Heft 6 1941

Erscheint vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.




Hier bin ich!

Aufnahme: Atlantic-Photo

# Die polizeilichen Strafverfügungen

1. Strafen werden in der Regel von den Gerichten ausgesprochen, sei es im Wege eines Strafbefehls oder eines Urteils. In bestimmten Grenzen sind aber auch andere Behörden zur Verhängung von Strafen zuständig, und zwar in einem verhältnismäßig einfachen Verfahren, nämlich dem der polizeilichen Strafverfügung. Solche Strafverfügungen können die Landräte, die staatlichen Polizeiämter und die Bürgermeister als Gemeindepolizeibehörde erlassen. Die Strafbefugnis dieser Stellen kann natürlich nur bei verhältnismäßig geringfügigen Straftaten in Frage kommen, insbesondere bei Uebertretungen. Wegen eines Vergehens oder gar wegen eines Verbrechens kann eine polizeiliche Strafverfügung nicht erlassen werden.

Die hauptsächlichsten Fälle, in denen eine polizeiliche Strafverfügung in Frage kommen kann, sind die folgenden: Nachtruhestörung, ruhestörender Lärm, grober Unfug, Ueberschreitung der Polizeistunde, falsche Namensangabe, Bettel, unerlaubtes Abbrennen von Feuerwerkskörpern, unerlaubtes Legen von Fußangeln u. ä., Verstoß gegen die Sonntagsruhe, Hetzen von Hunden auf Menschen.

2. Die Strafen, auf welche durch eine polizeiliche Strafverfügung erkannt werden kann, sind in erster Linie Geldstrafen, aber auch Haftstrafen. Dabei gelten für die Bürgermeister noch besondere Beschränkungen, die allerdings in den einzelnen Ländern verschieden sind; sie können nur bis zu einem bestimmten Strafmaß (etwa 100 RM Geldstrafe oder sechs Tage Haft) entscheiden, andernfalls müssen sie die Sache an den Landrat abgeben. Die höchste Geldstrafe, die von den Polizeibehörden verhängt werden kann, ist 150 RM, die höchste Haftstrafe geht bis zu 14 Tagen. Geldstrafe kann in allen Fällen ausgesprochen werden. Selbst wenn das Gesetz nur eine Haftstrafe androht, kann auf eine Geldstrafe erkannt werden, wenn bereits dadurch der Strafzweck erreicht wird, nämlich eine angemessene Sühne für die Tat und Abschreckung des Beschuldigten und der Allgemeinheit vor ähnlichen Taten. Eine Haftstrafe wird verhängt, wenn diese Straftat im Gesetz angedroht ist, und eine Geldstrafe den Strafzweck nicht erfüllen würde. Die Haftstrafe kann nur nach vollen Tagen bemessen werden. Für den Fall, daß die verhängte Geldstrafe nicht beigetrieben werden kann, muß gleichzeitig eine Haftstrafe ersatzweise mitverhängt werden. Es steht im Ermessen der Strafbehörde, für wieviele Reichsmark ein Tag Haft treten soll. Sieht das Gesetz für eine Straftat neben der Geldstrafe auch Haftstrafe vor, so darf die Ersatzhaftstrafe die für die Haft vorgesehene Höhe nicht überschreiten.

3. Die Art der begangenen Tat, die Bezeichnung des Strafgesetzes, gegen das verstoßen wurde, und die Beweismittel müssen in der Strafverfügung angegeben sein, andernfalls ihr eine rechtliche Bedeutung nicht zukommt. In der Strafverfügung ist auch auszusprechen, daß die Kosten des Verfahrens vom Beschuldigten zu tragen sind; der Betrag der Kosten ist in der Strafverfügung anzugeben.

4. Oertlich zuständig zur Erlassung einer polizeilichen Strafverfügung ist diejenige Polizeibehörde, in deren Bezirk die Straftat begangen worden ist; auf den Wohnort des Beschuldigten kommt es nicht an.

5. Die Bekanntgabe der Strafverfügung kann durch mündliche Eröffnung oder durch Zustellung einer Abschrift erfolgen, letzteres ist der Regelfall. Die vorschriftsmäßige Bekanntgabe der Strafverfügung setzt die Rechtsmittelfrist in Gang. Dieses Rechtsmittel, auf welches in der Strafverfügung hinzuweisen ist, ist der Antrag auf gerichtliche Entscheidung. Sofern die Strafverfügung vom Bürgermeister oder Polizeiamt erlassen ist, kann statt dieses Antrags auch die einmalige Beschwerde an den Landrat erhoben werden. Die Ergreifung des einen Rechtsmittels schließt das andere aus. Das Rechtsmittel muß binnen einer Woche nach der Bekanntgabe, mithin spätestens am gleichen Tage der auf die Bekanntmachung folgenden Woche eingelegt werden. Wenn der letzte Tag dieser Frist ein Sonn- oder Feiertag ist, so läuft die Frist erst am darauffolgenden Werktag ab. Wird die Beschwerde an den Landrat nicht sofort bei der Einlegung begründet, so muß die Begründung binnen einer Woche von der Einlegung an erfolgen. Auch bei Stellung des Antrags auf gerichtliche Entscheidung ist es in der Regel üblich, diesen wenigstens kurz zu begründen. War der Beschuldigte durch unabwendbare Umstände verhindert, die vorgenannte Frist von einer Woche einzuhalten, so kann er noch binnen einer Woche nach Beseitigung des Hindernisses die Einlegung des Rechtsmittels nachholen und dabei beantragen, daß die Einlegung als rechtzeitig erfolgt angesehen wird. Der Grund der Versäumnis muß dabei glaubhaft gemacht werden. Ueber den Wiedereinsetzungsantrag hat das Amtsgericht oder der Landrat zu entscheiden, je nachdem, welches Rechtsmittel eingelegt worden ist. Abwesenheit auf Reisen und damit verbundene Nichterlangung der Strafverfügung (die in einem solchen Falle ersatzweise an bestimmte andere Personen — Hausgenossen usw. — zugestellt werden kann) bildet aber keinen Wiedereinsetzungsgrund.

Der Antrag auf gerichtliche Entscheidung kann sowohl bei der Polizeibehörde, die die Strafverfügung erlassen hat, als auch bei dem zuständigen Amtsgericht eingelegt werden; die Beschwerde kann dagegen nur bei der erkennenden Polizeibehörde erhoben werden. Das Rechtsmittel kann schriftlich oder mündlich erhoben werden.

Wird das Rechtsmittel bei einer anderen als der zuständigen Behörde eingelegt, so gilt es erst als eingelegt, wenn es bei der zuständigen Behörde eingegangen ist.

6. Kommt die Polizeibehörde nach Erhebung eines Rechtsmittels durch den Beschuldigten zu dem Ergebnis, daß die Strafverfügung zu Unrecht erlassen worden ist, oder daß an ihrer Aufrechterhaltung kein öffentliches Interesse mehr besteht, so hat sie die Strafverfügung zurückzunehmen und den Beschuldigten hiervon zu benachrichtigen. Andernfalls leitet sie die Akten an die zur Entscheidung über das Rechtsmittel zuständige Behörde (Amtsgericht — Landrat) weiter. Vor dem Amtsgericht findet alsdann eine Verhandlung statt, in der auch etwaige Zeugen gehört werden. Für diese Verhandlung gelten die allgemeinen Strafvorschriften. Der Angeklagte kann sich durch einen mit schriftlicher Vollmacht versehenen Verteidiger vertreten lassen. Bei der Urteilsfällung ist das Gericht an den Ausspruch der Polizeibehörde nicht gebunden, es kann insbesondere auch auf eine höhere Strafe erkennen. Das Rechtsmittel kann bis zum Beginn der Hauptverhandlung zurückgenommen werden, in welchem Falle die polizeiliche Strafverfügung ohne weiteres Rechtskraft erlangt.

7. Nach Eintritt der Rechtskraft ist die polizeiliche Strafverfügung zu vollstrecken. Diese Vollstreckbarkeit tritt ein, wenn der Beschuldigte vor Ablauf der Rechtsmittelfrist die Strafe annimmt, wenn er während der Rechtsmittelfrist kein Rechtsmittel einlegt, wenn er sein Rechtsmittel wieder zurücknimmt oder wenn die Strafe vom Amtsgericht bzw. vom Landrat aufrechterhalten wird. Nach Eintritt der Vollstreckbarkeit kann die Strafverfügung weder von der Polizeibehörde, die sie erlassen hat, noch vom Amtsgericht aufgehoben oder abgeändert werden. Wurde allerdings die Strafverfügung vom Bürgermeister erlassen, so kann sie vom Landrat aufgehoben oder geändert werden, wenn dies aus irgendeinem Grunde erforderlich erscheint. Der Vollstreckbarkeit der Entscheidung hat in aller Regel die Vollstreckung selbst zu folgen. Es ist mithin die ausgesprochene Geldstrafe bei Nichtzahlung einzutreiben bzw. die Haftstrafe zu vollstrecken. Ist die Geldstrafe nicht beitreibbar, so wird die Ersatzhaftstrafe vollstreckt. Dem Bestraften kann Teilzahlung oder Stundung bewilligt werden, wenn er ein entsprechend begründetes Gesuch einreicht. Teilzahlungen des Bestraften sind zunächst auf den Strafbetrag und erst dann auf die Kosten anzurechnen, falls nicht der Bestrafte eine andere Verrechnung verlangt.

Die Vollstreckung einer Haftstrafe kann auf entsprechendes Gesuch auf gewisse Zeit aufgeschoben werden. Dies ist namentlich dann möglich, wenn die sofortige Vollstreckung dem Bestraften oder seiner Familie erhebliche außerhalb des Strafzweckes liegende Nachteile verursachen würde. Ausnahmsweise kann, wenn die Vollstreckung einer Ersatzhaftstrafe in Frage kommt, die Polizeibehörde dem Bestraften die Tilgung der Strafe im Wege freier Arbeit gestatten, oder, wenn der Bestrafte ohne sein Verschulden weder zur Zahlung noch zur Tilgung durch freie Arbeit in der Lage ist, von der Strafvollstreckung absehen. Im letztgenannten Falle kann aber die Anordnung bis zur Verjährung der Strafvollstreckung, die in zwei Jahren, gerechnet von dem Tage an, an dem die Verfügung vollstreckbar wurde, eintritt, widerrufen werden, wenn der Bestrafte in die Lage kommt, die Strafe zu bezahlen oder durch Arbeit zu tilgen. Wird eine Geldstrafe nur teilweise beigetrieben, so ist festzustellen, wie viel von der gesamten Geldstrafe auf einen Tag der Ersatzhaftstrafe entfällt, und wie viele Tage der Ersatzhaftstrafe durch den bezahlten Geldbetrag getilgt sind. Erreicht der Rest des bezahlten Betrags dann nicht mehr den für einen Tag Ersatzhaftstrafe ermittelten Betrag, so ist die Ersatzstrafe von einem Tag zu vollstrecken und die weiter gezahlte Geldstrafe auf die Kosten des Verfahrens zu verrechnen. Der Bestrafte kann die Vollstreckung der Ersatzhaftstrafe jederzeit dadurch abwenden, daß er den noch rückständigen Betrag der Geldstrafe nachträglich entrichtet. Die Kosten der Haft hat der Bestrafte zu tragen.

8. Ein Bestrafter, der sich zum Antritt der Haftstrafe auf Ladung nicht freiwillig einfindet, kann vorgeführt werden. Es kann auch ein Steckbrief gegen ihn erlassen werden.

9. Uebertretungen sind grundsätzlich nicht der Staatsanwaltschaft des Geburtsorts des Bestraften zur Eintragung in das bei ihr geführte Strafregister anzuzeigen. Eine Ausnahme gilt aber namentlich für die Uebertretung des Bettelverbots.

10. Eine Uebertretung verjährt in drei Monaten. Ist diese Zeit verflossen, so kann eine Strafe wegen der begangenen Uebertretung nicht mehr ausgesprochen werden. Die Verjährung der Strafverfolgung wird aber schon dadurch unterbrochen, daß eine polizeiliche Strafverfügung erlassen wird.

Heft 6 1941

# Reichs-Elternwarte

Herausgeber: Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Aufnahme: Elisabeth Hase

# In gleichem Schritt und Tritt

Von Johannes Otto

In der Schulchronik eines märkischen Dorfes steht im Anschluß an den Bericht über das Ergebnis der Wahlen vom 5. März 1933 zu lesen: „Und tags darauf spielten unsere Jungen zum ersten Male seit dem Weltkriege wieder Soldat."

Nicht mit Unrecht schien dem Lehrer diese Tatsache so wichtig, so die Haltung und die Stellung der Jugend zu den Zeitereignissen kennzeichnend, daß er sie in der von ihm zu führenden Schulchronik vermerkte. Instinktiv gaben die Jungen dieses märkischen Dorfes ihrer Anteilnahme an der großen Wende der Dinge, die erstmalig in jener Reichstagswahl zahlenmäßig-greifbar zum Ausdruck kam, die Form, die wie keine andere ihr Ahnen von dem Kommenden und ihre Sehnsucht nach einer besseren Weltordnung kennzeichnet. Ihr Soldatspielen mag — mit heutigen Maßstäben gemessen — kümmerlich ausgefallen sein. Was wird es weiter gewesen sein, als daß einer vor der Front stand und kommandierte, und daß die andern ihm freiwillig gehorchten und sich bemühten, schön in Reih und Glied zu stehen und — vor allem! — in strammem Schritt und Tritt zu marschieren. Sie hatten ja kein Vorbild, diese Dorfjungen. Was der eine aus Vaters Erzählungen von seiner Soldatenzeit wußte, was ein anderer wohl irgendwo einmal durch einen Zufall bei der Reichswehr oder ein dritter bei einem Propagandamarsch der SA. gesehen hatte, das mußte als Vorbild herhalten. Und — was den Jungen aus Urvätertagen unverlierbar im Blute lag! „In Reih und Glied" und „in gleichem Schritt und Tritt" — das machte für sie den Soldaten aus. Und sie wurden, indem sie von sich aus „Tritt faßten", geradezu zum Künder einer neuen Zeit. Der Lehrer, der von ihrem Spiel in seine Chronik schreibt, hat recht gesehen, wenn er hinter dem Spiel mehr erblickte, als einen lustigen Zeitvertreib. Der Wille der Jugend, sich einzureihen und mitzumarschieren, fand in dem Spiel seinen Ausdruck.

Was diese Jungen da in dem märkischen Dorfe erstmalig nach langen und bösen unsoldatischen Jahren taten, ist längst zu einer nationalen Gepflogenheit geworden. Zu einer gesetzlichen sogar. In der Hitlerjugend sind die Jungen — und der Idee nach auch die Mädchen — eingereiht in das große Heer derer, die in die neue Zeit marschieren. Sie haben „Tritt gefaßt" und „Anschluß" gefunden an die Armee der politischen Kämpfer, zu der heute schlechthin jeder Deutsche zählt. Was ihnen im Blute liegt, und was eine blutlose Zeit nicht erkannte, nicht förderte oder gar unterdrückte, hat der Nationalsozialismus sich und damit dem Vaterlande zunutze gemacht und darauf die größte Jugendorganisation der Welt aufgebaut, die, unter Anerkennung der Eigengesetzlichkeit des Jugenddaseins, mit den ihr und dem Jugendlichen gemäßen Mitteln den künftigen Staatsbürger heranbilden hilft, die ihn Tritt fassen lehrt, auf daß er, „in gleichem Schritt und Tritt" mit seinem Volke, die Zukunft des Reiches aller Deutschen gestalten helfe.

„In gleichem Schritt und Tritt" — in diesem Wort liegt geradezu das Programm der neuen deutschen Zeit einbeschlossen. Es weist voran, weist vorwärts in die Zukunft und zeigt, wie diese Zukunft erobert werden kann. Alle müssen den gleichen Schritt haben, sonst kommt Unordnung in die Marschkolonnen, und dann kann jene geheimnisvolle Kraft, die im Marschrhythmus liegt, jene Kraft, die den Ungebärdigen zügelt und den Schlaffen und Müden mitreißt, nicht wirksam werden, und die Erreichung des Zieles ist in Frage gestellt.

Im Gleichschritt marschieren will gelernt sein. Das wußten die alten Exerziermeister des preußischen Heeres, die den Gleichschritt als einen wichtigen Bestandteil der soldatischen Ausbildung und Erziehung einführten, und das wissen in der Gegenwart alle, die einem Gemeinwesen vorstehen, daß nur durch die Gleichgerichtetheit des Wollens und Handelns aller zu Leistungen — und dann auch sogar zu außergewöhnlichen — befähigt wird.

Die deutsche Jugend hat auf dem Marsche in die deutsche Zukunft den „Tritt" aufgenommen. Daß sie den Schritt hält, hängt zunächst von ihr und ihrer Bereitschaft, sich anzugleichen und einzuordnen ab, sodann aber auch von der Bereitschaft der anderen Marschierer, auch ihrerseits auf das Vorhandensein und die Besonderheiten der jungen Marschkolonne Rücksicht zu nehmen. Es bedurfte schon besonderer Gesetze und Verordnungen, um das Schritthalten zu ermöglichen, als nur zwei Kolonnen auf das Ziel losmarschierten, das Jugenderziehung heißt, als nur Elternhaus und Schule sich aufeinander einzustellen und auszurichten hatten, um eine wirkliche Erziehung zu garantieren. Durch das Hinzutreten eines dritten Erziehungspartners, durch das Hinzutreten der Organisation der zu Erziehenden als Miterzieher ist das Trittfassen und Schritthalten nicht einfacher geworden. Wir erinnern uns alle der ersten Jahre nach dem Umbruch, als die Hitlerjugend als Erziehungspartner erstmalig in Erscheinung trat und als weder diese, noch das Elternhaus und auch nicht die Schule sogleich und in jedem Falle die Grenzen und Besonderheiten ihres Aufgabengebietes erkannten, und als Mißverständnisse hüben und drüben die Notwendigkeit gegenseitiger Abreden und Uebereinkommen deutlich werden ließen. Zwischen jener Zeit und der Gegenwart liegen Jahre der Erfahrung, liegen Jahre des Angleichens der Erziehungspraktiken und des Abgrenzens der Erziehungsgebiete, liegen Jahre, in denen „Tritt gefaßt" wurde.

Von den drei Erziehungsmächten ist das Elternhaus von dieser Entwicklung zur Gradlinigkeit im deutschen Erziehungswesen am wenigsten sichtbar berührt worden, wohlgemerkt: am wenigsten *sichtbar*! Daß es sich damit abzufinden hatte, daß neben dem altgewohnten Erziehungspartner, der Schule, ein neuer, die Hitlerjugend, seine Ansprüche an das Kind anmeldeten, bedeutete für das Elternhaus ein Opfer, das zwar oft von Außenstehenden nicht als ein solches gewertet, in den Familien jedoch als ein fühlbarer Eingriff in gewohnte Rechte empfunden wurde. Um des Volkes, seines Staates und dessen Zukunft willen hat die Elternschaft dieses Opfer gebracht, das heute schon, nach so wenigen Jahren, gar nicht mehr den Charakter eines Opfers, sondern den einer Selbstverständlichkeit trägt. Das Elternhaus hat sich Staatsnotwendigkeiten und den Erkenntnissen einer neuen Zeit angeglichen, es hat „Tritt gefaßt".

Naturnotwendig brauchten die beiden anderen Erziehungsmächte eine gewisse Zeit, ehe sich dieses „Trittfassen" vollziehen konnte. Neben der Abgrenzung der Erziehungsgebiete, neben dem Angleichen der Erziehungspraktiken (unter Wahrung der beiden Erziehungspartnern eigenen Eigentümlichkeiten der Erziehungsmittel) spielte vor allem die Zeit, während welcher jedem der beiden der Jugendliche zur Verfügung stand, eine Rolle. Hier kam es zwischen dem Stundenplan der Schule und dem Dienstplan der HJ. anfänglich häufiger zu Ueberschneidungen, gegen die man eine Zeitlang mit der Einführung des „Staatsjugendtages", des schulfreien Sonnabends, ein Mittel glaubte gefunden zu haben. Es ist wohl nicht das rechte gewesen, denn man hat den „Staatsjugendtag" wieder fallen gelassen. An seine Stelle traten Abreden und Vereinbarungen zwischen der Schule und der Hitlerjugend, die wohl landschaftlich verschieden, aber alle darauf gerichtet waren, ein reibungsloses und deshalb ersprießliches Neben- und Miteinander in der Jugenderziehung zu gewährleisten. Unter diesen Vereinbarungen kommt dem jüngsten Uebereinkommen, das die *Tageseinteilung* zwischen der Schule und der Hitlerjugend regelt, eine besondere Bedeutung bei. Diese wird durch die

Tatsache unterstrichen, daß der Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung und der Jugendführer des Deutschen Reiches im Einvernehmen mit dem Stellvertreter des Führers persönlich diese Vereinbarung trafen, die in Anerkennung der beiderseitigen Erziehungsaufgaben die Inanspruchnahme der Jugend im Dienste dieser Aufgaben umfassend in Einklang bringt.

Hierbei wird ausgesprochen, daß die Vormittagsstunden aller Wochentage der Schule, die Nachmittage dagegen grundsätzlich der Hitlerjugend und dem Elternhaus zur Verfügung stehen, wobei der Sonnabendnachmittag und ein weiterer, jeweils örtlich von beiden Teilen gemeinsam zu bestimmender Nachmittag schulaufgabenfrei bleiben. Bestimmungen über die Ferienzeit, Fahrten und Lager sehen vor, daß die Jugend während der Ferien von der Schule nicht in Anspruch genommen wird. Eine besondere Vereinbarung ermöglicht den dazu von ihrer Einheit ausersehenen Mitgliedern der Hitlerjugend die Teilnahme an der Führerschulung. Dabei ist dem Leistungsstand des Schülers Rechnung zu tragen, wie denn überhaupt bei Schülern der oberen Klassen Höherer Schulen unzureichendes Können in der Schule als Grund für eine längere Beurlaubung vom HJ.-Dienst anerkannt wird.

Von den einzelnen Abkommen verdient das über die Abgrenzung der Funktionen von Schule und Hitlerjugend in der Leibeserziehung eine besondere Erwähnung. Zeitlich ist diese Abgrenzung so gedacht, daß die Schule bis zu fünf Stunden in der Woche am Vormittag den lehrplanmäßigen Unterricht in der Leibeserziehung durchführt, während die Hitlerjugend ihre Leibesübungen an ein bis zwei Wochentagen nachmittags oder abends ansetzt. Was den Inhalt der Leibeserziehung anlangt, ist der Schule die allgemeine Grundausbildung aller Jungen und Mädel und die freiwillige Ausbildung von besonders begabten Jugendlichen zu Vorturnern als Aufgabe zugewiesen worden. Die leibeserzieherische Aufgabe der Hitlerjugend lautet: Durchführung des HJ.-Pflichtsports, Wehrertüchtigung der männlichen Jugend, freiwillige Durchführung des Leistungs- und Wettkampfsports, der sportlichen Auslese im Mannschafts- und Einzelkampf, sowie lehrgangsmäßige Ausbildung geeigneter Jugendlicher zu Lehrwarten für Grundschule, Leistungssport und Wehrertüchtigung. —

Durch dieses Uebereinkommen zwischen Schule und Hitlerjugend ist neben der Tageseinteilung auch eine klare Arbeitsteilung herbeigeführt worden. Sie wird von dem dritten, wenn auch nicht letzten Erziehungspartner, dem Elternhaus freudig begrüßt werden. Gerade jetzt im Kriege, der manche Erschwerungen in der Jugenderziehung im Gefolge hatte, wird das Elternhaus die auf Grund sorgsamer Ueberlegungen zwischen Schule und Hitlerjugend getätigten Abgrenzungen hinsichtlich des zeitlichen und körperlichen Anspruchs an die Jugend als einen Fortschritt und eine Erleichterung auf dem Gebiete der Jugenderziehung betrachten. Nun, da Ueberschneidungen in Zukunft fortfallen, werden die beiden außerelterlichen Erziehungsträger jeder zu seinem Teile voll zur Wirkung kommen.

Unter den vielen Einzelbestimmungen des Uebereinkommens wird die, daß die Hitlerjugend auf ihre Ansprüche bei denjenigen Schülern, die schwach in der Schule sind, für längere oder kürzere Zeit verzichtet, von den Eltern mit besonderer Genugtuung zur Kenntnis genommen werden. Hier räumt die HJ. mit dem Vorurteil, sie sei schul- oder bildungsfeindlich, energisch auf, in der klaren Erkenntnis, daß neben körperlicher Leistungsfähigkeit und anständiger Charakterhaltung von dem deutschen Menschen auch ein gewisses Maß schulischen Wissens und Könnens verlangt werden muß. Anders kann er seinen Platz innerhalb der Volksgemeinschaft und als Mitglied des Volkes, dem von der Vorsehung sichtbarlich eine europäische Sendung erteilt wurde, nicht ausfüllen.

Arbeitsteilung und gegenseitige Ergänzung ihres Dienstes an der deutschen Jugend sind das Ergebnis dieses Abkommens zwischen den beiden Mächten, denen der neue Staat (neben dem natürlichen Erzieher, dem Elternhaus), die Erziehung und Ertüchtigung des jungen deutschen Menschen als Aufgabe gestellt hat. Sie haben „Tritt gefaßt" und marschieren „in gleichem Schritt und Tritt" könnte man sinndeutend diese Tat, die einmal mehr die Gleichgerichtetheit alles erzieherischen Wollens in unserm Vaterlande bekundet, überschreiben.

# Zur Auswahl der Begabten

Von Albert Wiegand

Vor einigen Jahren hielt der Reichserziehungsminister eine vielbeachtete Rede, in der er sich mit der Frage „Begabtenauswahl und -förderung" beschäftigte. Beides stellte er als eine wesentliche und unaufschiebbare Aufgabe unserer Zeit hin. „Es fehlt in zunehmendem Maße an Menschen zur Bewältigung der gewaltigen Aufgaben, die die deutsche Erneuerung stellt", noch mehr aber an den Leitern und Führern dieses gewaltigen Arbeiterheeres. Im Weltkrieg verloren wir zwei Millionen unserer Besten, darunter einen großen Teil unseres Offizier- und Reserveoffizierkorps, in dem besonders viel Begabung und Führertum steckte. In den dem Weltkrieg folgenden Jahren, beginnend allerdings schon mehrere Jahre vor Ausbruch dieses Krieges, setzte gerade in den Kreisen der Intelligenz und Führerschicht der Geburtenrückgang und -ausfall ein. Die Wirkungen dieses Geburtenunterschusses schätzt der bekannte Staatsminister a. D. Dr. Hartnacke auf 15 Millionen Begabtenausfall in zwei Generationen. Diese Zahl spricht Bände, sie bedarf keiner Erklärung und fordert zum Nachdenken heraus. Die vor uns liegende Arbeit, die Schaffung und Sicherung des führenden Sozialstaates, liegt, in Einzelzügen schon fest umrissen und eingeleitet, vor uns. Es gilt, ans Werk zu gehen!

Die Notwendigkeit einer begabten Führerschicht auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, also in den wissenschaftlichen Berufen, im Handwerk und in der Industrie, im Handel und im Bauerntum, im Heere, vor allen Dingen natürlich auch in der Staatsführung und in der Parteileitung wird nirgends bestritten. Dagegen hält man vielfach eine besondere Auslese für unerwünscht und überflüssig. Das könnte auf den ersten Blick sonderbar erscheinen; aber diese ablehnenden Kreise führen auch Gründe für ihre sonderbare Stellungnahme an. Die begabten Familien, so heißt es, haben sich bei uns längst durchgesetzt und stellen auf allen Gebieten bereits die Führer. Was jetzt noch zu der unteren sozialen Schicht gehört, ist Durchschnitt und Unterdurchschnitt und kann nicht zur Begabung gerechnet werden. Die für diese Zwecke aufgewandte Mühe würde in keinem richtigen Verhältnis zum Erfolg stehen. Die unteren Schichten sind, kurz gesagt, ausgelaugt und ausgepowert. Sollten ausnahmsweise besondere Begabungen noch in diesen Schichten vorkommen, dann werden sie sich auch ohne eine besondere Auswahl und Förderung durchzusetzen wissen. Man weist dann gern in diesem Zusammenhang auf das Schicksal des sogenannten unbekannten Begabten hin. Ein Fall sei hier kurz angeführt. B., Sohn eines Hilfsarbeiters, wollte gern Volksschullehrer werden. Seine Leistungen in der Volksschule waren stets überragend. Bei neun Kindern in der Familie blieb ihm nichts anderes übrig, als ein paar Tage nach der Schulentlassung als Hilfsarbeiter in einem Betrieb zu beginnen. Sein Arbeitsbuch weist nach, daß er in den folgenden zwölf Jahren acht verschiedene Stellen als Hilfsarbeiter gehabt hat, eine Zeitlang erwerbslos war und dann bei irgend einem Bauer unterkam. Obwohl er infolge der schweren Arbeit stets sehr ermüdet war und nicht für die Berufsschule arbeitete, war er hier bei weitem der beste Schüler. Es kümmerte sich keiner um ihn, bis er,

fast zufällig und beinahe außer Konkurrenz, 1938 am Reichsberufswettkampf teilnahm und Reichssieger seiner Berufssparte wurde. Da erst wurde man auf ihn aufmerksam.

Was ist nun zu der oben angeführten Ansicht zu sagen? Zunächst einmal, daß auch in den unteren Kreisen noch sehr viel Begabung steckt. Die soziale Not gestattet aber nicht den Aufstieg, insbesondere hindert die in diesen Kreisen noch vielfach anzutreffende hohe Kinderzahl die meist kostspielige Ausbildung. Die in späteren Jahren ermittelte Begabung ist oft, wie auch in unserm Falle, nur einem Zufall zu verdanken. Derartige für das Wohl des Gesamtvolkes wichtige Angelegenheiten dürfen aber niemals dem Zufall oder der Willkür irgend eines beliebigen Menschen überlassen werden. Weiterhin ist die planmäßige Auswahl und Förderung der Kinder zu fördern. Im Alter sind viele Jahre unnütz vertan, und der Weg zu vielen Berufen ist verschüttet. Was hätte aus unserm jungen Manne werden können, wenn man ihn statt mit 33 Jahren schon mit 10 entdeckt hätte ... oder auch noch mit 14! Die Auswahl der Begabten fordert auch der Führer. Das Programm sagt klar und eindeutig: „Um jedem fähigen und fleißigen Deutschen das Erreichen höherer Bildung und damit das Einrücken in führende Stellung zu ermöglichen, hat der Staat ... Wir fordern die Ausbildung besonders veranlagter Kinder armer Eltern ohne Rücksicht auf deren Stand oder Beruf auf Staatskosten." Damit erübrigt sich jede weitere Erörterung über die Notwendigkeit der Begabtenauswahl.

Vielfach ist man nur zu sehr geneigt, bei dieser Frage vor allen Dingen an die sogenannte Höhere Schule und die wissenschaftlichen Berufe zu denken, wie Arzt, Jurist, Studienrat usw. Nichts wäre verkehrter als das. Begabungen haben wir, wie schon kurz angedeutet, in allen Berufen nötig. Zum Ergreifen dieser verschiedenen Berufe bedarf der Begabte durchaus nicht immer des Zeugnisses der Höheren Schule, wir denken da z. B. an Handwerker, politische Leiter, Führer der Formationen usw. Es wäre deshalb grundverkehrt, wenn man etwa nach dem vierten Grundschuljahre die Volksschule auskämmen und alle Begabten den Höheren Schulen zuführen wollte. Das Ende des vierten Schuljahres ist nur eine wichtige Station; andere wichtige Stationen sind das 14. Lebensjahr, der Beginn der Handwerker- und Kaufmannslehre mit dem Besuch der vorgeschriebenen Schulen, das 16. Lebensjahr mit dem Abgang von der Mittelschule usw. Immer wieder ist dann Gelegenheit zur Auswahl der Begabten gegeben.

Eine schwierige Frage ist die: Wer soll die Auswahl vornehmen? Man denkt ohne weiteres zunächst an die Eltern. Sie kennen ihr Kind am besten und wissen auch um seine Leistungen in der Schule. Trotzdem sind sie für die Abgabe eines derartigen entscheidenden Urteils nicht geeignet. Es fehlte ihnen vor allem der Vergleichsmaßstab, die Kenntnis einer großen Anzahl von Kindern, so daß sie die feinen Unterschiede im einzelnen kaum ermitteln und werten können. In der Beziehung wäre der Lehrer des Kindes besser geeignet. Natürlich kann er ein Urteil über die Begabung der Kinder abgeben. Das wird im wesentlichen aus der Leistung des Kindes sich ergeben. Die Schulleistung ist zwar ein Mittel, Begabung festzustellen, längst nicht aber das einzige oder sogar das beste. Außer der Begabung spielt bei der Leistung der Wille, in diesem Falle der Fleiß, eine entscheidende Rolle. Auch die Umwelt des Kindes befördert oder beeinträchtigt die Leistung. Nachhilfe älterer Geschwister oder der Eltern, Nachhilfestunden können Begabung dort vortäuschen, wo in Wirklichkeit keine vorhanden ist. Begabung ist etwas Angeborenes, etwas Ererbtes, das man entweder hat oder nicht hat. Begabung kann nicht gemacht werden. Begabung ist Eignung. Wir dürfen uns deshalb, wenn wir Begabung feststellen wollen, auch nicht mit der Wertung des Schulwissens allein begnügen. Wir müssen vielmehr den innersten Kern der Person zu erfassen suchen und stellen dabei die Grenzen fest, bis zu denen die vorhandenen Anlagen oder die Eignung wahrscheinlich zu entwickeln ist. So untersuchen wir das Gedächtnis, die Aufmerksamkeit, die Phantasie, das Denken und Kombinieren, aber auch die Handgeschicklichkeit, die Formauffassung usw. Größere Städte haben heute bereits Einrichtungen getroffen, in denen die Begabung von besonders vorgebildeten und dafür geeigneten Personen untersucht wird. Daß daneben das Urteil des Lehrers stets eingefordert und gewertet wird, ist selbstverständlich.

Ebenso selbstverständlich ist es, daß die etwa ermittelte Begabung allein nicht bestimmend sein kann für die Förderung. Die charakterliche Haltung ist genau so notwendig wie die Begabung. Wohin die Führung durch einseitig intellektuell Begabte führt, haben wir in den Jahren nach dem Weltkrieg am eigenen Leibe erfahren. Wir sind dadurch witziger geworden. Das Urteil über die charakterliche Seite geben an erster Stelle der Lehrer und der HJ.-Führer ab.

Wenn so außerordentliche Begabung und einwandfreier Charakter feststehen, dann hat der Auswahl auch die Förderung zu folgen. Wie letztere aber nicht zu gestalten ist, mag das folgende Beispiel aus meiner eigenen Tätigkeit als Lehrer dartun. Ein Schüler völlig unbemittelter Eltern fiel in der Volksschule durch überragende Begabung auf und wurde auf meinen Vorschlag unter Erlaß des Schulgeldes auf das Gymnasium geschickt. Er hatte in den neun Jahren seines Aufenthaltes dort in allen wichtigen Fächern sehr gute Zensuren. Nach der Entlassung kümmerte sich so recht keiner um ihn. Er ging als kleiner Angestellter zu einer Bank, wo er jetzt noch sein dürfte. So soll es nun nicht sein. Die Förderung muß in derartigen Fällen aus konsequent durchgeführt werden und zwar, wie der Führer es will, auf Staatskosten. Und das sollte eigentlich alles besagen.

# Bekenntnis

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt.
Als man uns rief, da zogen wir schweigend fort,
auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort
Deutschland.

Unsere Liebe war schweigsam; sie brütete tief versteckt.
Nun ihre Zeit gekommen, hat sie sich hochgereckt.
Schon seit Monden schirmt sie in Ost und West dein Haus,
und sie schreitet gelassen durch Sturm und Wettergraus,
Deutschland.

Daß kein fremder Fuß betrete den heimischen Grund,
stirbt ein Bruder in Polen, liegt einer in Flandern wund.
Alle hüten wir deiner Grenze heiligen Saum.
Unser blühendstes Leben für deinen dürrsten Baum,
Deutschland.

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
bloß wir haben sie nie bei ihrem Namen genannt.
Herrlich zeigte es aber deine größte Gefahr,
daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war.
Denk es, o Deutschland!

Karl Bröger

# Kinder fragen – wir antworten

## Wie ist das mit dem Stäuben der Haselkätzchen?

Im Märchen schüttelt Aschenputtel den Baum auf der Mutter Grab, und der wirft Gold und Silber, Seide und Spitzenwerk über das Mädchen und schimmernde Schuh' dazu.

Ein wunderbar märchenhafter Baum, dieser Haselstrauch! Kinder und Holzfäller haben ein besonderes Verhältnis zu ihm — es sind Leute, die wissen was gut ist. Geht mal im Herbst in den Wald und eßt frische Haselnüsse vom Busch, dann wißt ihr warum. Und doch geschieht es im frühesten Frühling, daß der Haselstrauch uns am tiefsten ins Herz dringt und uns so hoffnungsfroh macht, dann, wenn er stäubt.

Ist er doch die erste Pflanze, die im Frühling blüht, zwar ist er keine Frühlingsblume, die wie das Schneeglöckchen sich aus der Erde heraustraut, sondern ein Strauch, und wenn er blüht, dann steht er noch ganz kahl da und hat noch keine Blätter. Aber dafür hat er was anderes! Goldgelbe Kettchen hängen an seinen Zweigen, die in der Sonne leuchten und im Winde hin und her schaukeln. „Ach, da sind ja Kätzchen!" sagen die Leute, wenn sie darauf achten und freuen sich, denn wenn der Haselstrauch blüht, läßt der Frühling nicht lang mehr auf sich warten.

Damit er uns so früh mit seinen Kätzchen überraschen kann, hat der Haselstrauch schon im vorigen Sommer aufrechtstehende, graue zäpfchenartige Blütenknospen gebildet, deren schuppenartige Blütenteile im Herbst und Winter dicht aneinandergepreßt sind, so daß sich die ganzen Gebilde hart und holzig anfühlten. In die kalte Jahreszeit geht man eben nicht mit aufgeknöpfter Weste! Aber nun beim ersten Saftantrieb quillt das Zäpfchen, streckt sich, fällt schließlich um und hängt dann als ein im Winde schwankendes Würstchen am Zweig. Und dabei ist ein jedes hellgelb geworden, was ja überhaupt die Lieblingsfarbe des Frühlings ist. Anfang Februar ist es draußen, wenn wir diesen Vorgang beobachten, wer in Westdeutschland wohnt, kann es schon früher feststellen, die im Osten werden noch etwas warten müssen.

Da steht der Haselstrauch wie ein liebliches Wunder vor uns, über und über behängt mit goldenen Kätzchen, und wenn wir so ein Blütenkätzchen genau besehen, bemerken wir, daß es aus lauter kleinen Schuppen besteht, die wie Dachziegel übereinander stehen. Und unter ihnen sitzen, gut geschützt gegen Regen und Schnee, gelbe Beutelchen, das sind die Staubbeutel.

Wir haben einen Zweig heruntergebogen, um die Kätzchen besser zu sehen, und der goldene Staub aus den Kätzchen färbt unsere Finger gelb. Jetzt lassen wir den Zweig los — er schnellt nach oben, und es wirbeln gelbe Staubwölkchen durch die Luft.

Aber wo will der Staub, der Blütenstaub, eigentlich hin?

Nun, die Kätzchen sind die männlichen Blüten; der Haselstrauch hat jedoch noch andere Blüten, die weiblichen Stempelblüten. Zu denen soll der Staub hinfliegen und soll sie befruchten, damit dann aus ihnen die Haselnüsse wachsen können.

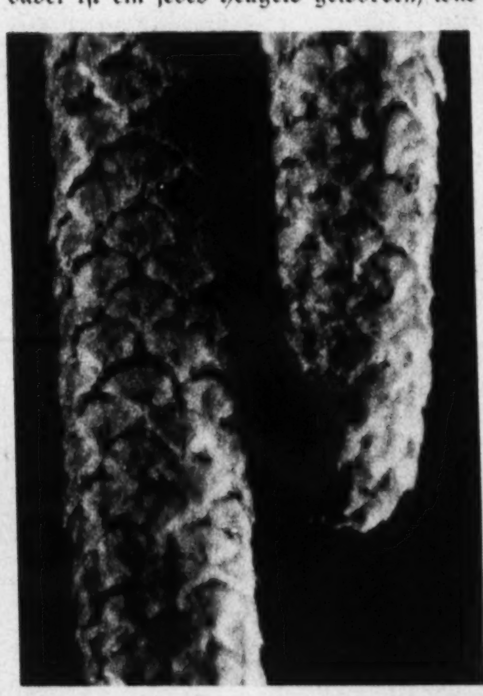
Wo stecken aber diese weiblichen Stempelblüten? Man kann doch außer den Kätzchen und Blattknospen wirklich weiter nichts an den kahlen Zweigen entdecken. Da müssen wir also mal genauer zusehen. — Richtig, da an der einen Knospe sehen oben aus der Spitze kleine rote Fäden oder Härchen heraus, geradeso, als ob ein rotes Pinselchen herausguckte. Die Nachbarblattknospen haben keine Pinselchen, aber dort auf dem Nachbarzweig sind welche mit roten Fäserchen und auch hier. Das sind also die weiblichen Stempelblüten, und zu ihnen soll nun der Blütenstaub. Der Bote aber, der diesen Transport besorgt, ist der Wind. Nicht jeder Wind ist dafür geeignet, es muß ein liebliches warmes Lüftchen sein, ein kleiner Wind, der auch auf der Straße den Staub ein wenig im Kreise wirbelt. Und das weiß der Haselstrauch, und er wartet darum auf einen warmen, vom sanften Wind bewegten Frühlingstag, ehe er seine Staubkapseln öffnet. Dann aber fliegen die Staubkörner zu den roten Pinselchen, an deren roten Fäden innen, schön trocken eingepackt, die Fruchtknospen sitzen, aus denen nun die Haselnüsse wachsen können.

Wie es kommt, daß die Bestäubung der Hasel ausschließlich durch den Wind und nicht durch die Vermittlung von Insekten erfolgt?

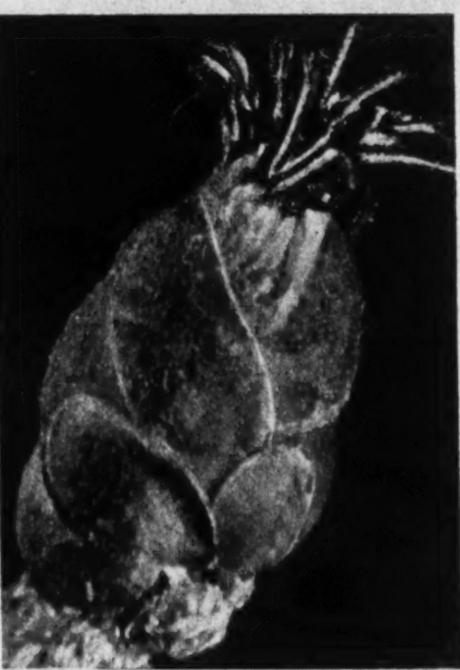
Der Haselstrauch gehört zu den echten Windblütlern, wie auch Pappel, Birke und viele andere. Die Windblütler aber sind sehr alt, reichen ihre Spuren doch bis in die mittlere Eiszeit zurück. Und damals gab es noch gar keine geflügelten Insekten. Damals schon vollzogen die Staubkörner ihre Reise zu den weiblichen Blüten in Wolkenform, und daran hat sich bis auf den heutigen Tag nichts geändert.

Bei dieser Art der Befruchtung zeigt sich die sonst mit ihren Mitteln so sparsame Natur ungemein verschwenderisch. Weniger als ein Tausendstel der Blütenstaubmenge würde genügen, um den Zweck zu erreichen. Aber er muß unbedingt sicher erreicht werden. Und wenn man bedenkt, wie unendlich viel Staubkörner verloren gehen, wie oft der Wind den Staub in eine Richtung bläst, wo überhaupt keine Haseln wohnen, daß ein plötzlicher Regen ganze Wolken des Staubes niederschlagen kann, oder auch die sonst noch unbegrenzte Zahl von anderen ungünstigen Möglichkeiten erwägt, so muß man die Allmutter Natur bewundern, die ihre Kinder trotz aller wechselvollen Geschicke erhält, sogar dann, wenn das Bestehen oder Nichtbestehen einer Art von einem sanften vagen Windhauch im Vorfrühling abhängig ist.

*Aufnahmen und Text von Hans Eltgen.*







Aus den anfänglich aufrecht stehenden Zapfenknospen sind hängende Würstchen geworden, aber die Schuppen sind noch fest geschlossen. Jede einzelne ist eine männliche Blüte. Bald aber öffnen sich die Schuppen und bilden kleine Dächer über den Blütenstaubkapseln, die beim Platzen ihren Polleninhalt auf die nächstuntere Schuppenoberseite ergießen. Dort wartet er auf den Wind, der ihn zu den weiblichen Blüten trägt.

# Wir helfen bei der Schularbeit

## Die Zinsrechnung (Erster Teil) / Von Lehrer Willy Kranz

Als Teilgebiet von der Prozentrechnung soll uns heute die Zinsrechnung beschäftigen. Sie ist eine praktische Nutzanwendung der Prozentrechnung. Die Wirtschaft, die Industrie, kurzum der moderne Geldverkehr müssen sich sehr um den „Zins" kümmern, wollen sie „rentabel", d. h. lohnend wirtschaften. Zins? Dieses Wort bedeutete einstmals soviel wie „Abgabe"! Grundzins, Erbzins, Pachtzins, Mietzins — diese Ausdrücke sind noch heute geläufig. Vieh, Getreide, Holz und andere Naturerzeugnisse als Abgabe für ein Lehen (Grund und Boden) an den Lehnsherrn bildeten vor der eigentlichen Geldwirtschaft den Zins. In der heutigen Zeit ist „Zins" gleichbedeutend mit „Geld"! Im Elternhaus oder anderwärts habt ihr, Jungen und Mädel, sicher schon einmal die Redensart gehört, daß sich etwas gut oder schlecht „verzinst"! Es war da vielleicht die Rede von Geld — auf der Sparkasse, auf der Bank, auf „Hypothek" — oder von einem Haus. Das soll bedeuten: Mein Geld, das ich erspart habe, stecke ich nicht in den Strumpf oder in den Strohsack, sondern „lege es an", damit es mehr wird, von selbst!, also einen Ertrag, einen Gewinn bringt. Ein Spruch in einer Sparkasse lädt folgendermaßen zum Sparen ein: Geld, das auf der Sparkasse liegt, ganz von selber Junge kriegt! Dafür, daß ich mein Spargeld der Sparkasse „leihe", erhalte ich „Zinsen"! Ohne mein Zutun betragen sie für 100 RM zu $2\frac{1}{2}$ % 2,50 RM. Ihr werdet ja wissen, daß die Sparkassen mit dem Spargeld, mit unserem Geld, „arbeiten", um nicht nur unsere Zinsen zu erübrigen, sondern über ihre Unkosten hinaus ihrerseits einen Ueberschuß, einen Ertrag, der nicht Gewinn Einzelner, sondern Staatseigentum wird, herauszuwirtschaften. Das Spargeld fließt wieder von den Sparkassen als Darlehen in die Wirtschaft und stiftet so für die Allgemeinheit viel Segen. Natürlich ist die Leihgebühr, der Zinsfuß, höher für die Entleiher bei der Sparkasse — etwa 4 % —, als er von der Sparkasse den Sparern gewährt werden kann. Dieses Getriebe der Sparkasse steht unter Staatsaufsicht. Es kann hier kein Unrecht geschehen. Den Begriff „Zinswucher" — ein bevorzugter Tummelplatz der Juden zu allen Zeiten — gibt es im Reiche Adolf Hitlers nicht mehr. Gemeinnutz geht vor Eigennutz! — Brechung der Zinsknechtschaft! So steht es im Programm der NSDAP. als Herzstück der nationalsozialistischen Weltanschauung. Es ist hier nicht der Rahmen, weitere Ausführungen hierüber zu machen. Das ist Sache des nationalpolitischen Unterrichts. Uns sollten diese Gedanken zum Verständnis bringen, was das Wesen der „Zinsen" ausmacht. Denn um die *Zinsen* handelt es sich ja in der Hauptsache bei der Zinsrechnung. Zinsen sind also eine Leihgebühr für Entleihen von Geldsummen. Um ihre Berechnung geht es also. Wir klären nun einige Begriffe. Der Geldverleiher heißt *Gläubiger*. Woran er *glaubt*? An die Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit des Schuldners! Derjenige, der das Geld entleiht, der es nimmt und dem Gläubiger also schuldet, ist der *Schuldner*! Das Vertrauen ist natürlich bei Geld-Kredit-Geschäften die Hauptgrundlage. Das Wort „Kredit" heißt ja auch lateinisch „das Geglaubte"! Kredit geben gleich Vertrauen geben! Ich nehme einen Kredit auf heißt: ich entleihe Geld — auf der Grundlage des gegenseitigen Vertrauens. Beruht dieser Kredit nur auf der Vertrauensgrundlage des Geldnehmers, auf den guten Eigenschaften des Schuldners, so heißt dieser Kredit *Personalkredit*! Nimmt der Gläubiger für die entliehene Summe ein Pfand vom Schuldner (Haus, Grund und Boden, wertvolle Gegenstände usw.) als Sicherheit, so ist das ein *Realkredit*! — Das Leihgeld selber, die Schuldsumme, heißt man außer „Kredit" auch noch „Darlehen", im Rechnen kurz *Kapital*! — Die Vergütung, die Leihgebühr, *die Zinsen* werden jährlich berechnet, wenn nichts Besonderes abgemacht ist. Am Ende des Jahres werden die Zinsen dem Kapital gutgeschrieben und bringen im folgenden Jahr als Kapital gewordene Zinsen auch schon Zinsen. Zinseszinsen sind es! Zinsen und Zinseszins kann der Kaufmann der Schnelligkeit halber aus Zinstabellen und Zinseszinstabellen ablesen! Der Prozentsatz, der den Zinsen zugrunde liegt heißt *Zinsfuß*! Er bezieht sich grundsätzlich auf ein Jahr. Wir unterscheiden also in der Zinsrechnung 4 Grundaufgaben: Es handelt sich um

a) Zinsen
b) Zinsfuß
c) Kapital
d) Zeit

Drei dieser Werte müssen gegeben sein, um daraus den vierten zu errechnen. Aus Zinsfuß, Kapital und Zeit kann man die Zinsen berechnen, aus Zinsen, Kapital und Zeit den Zinsfuß usw. Wenn wir das Kapital den Grundwert nennen, so stehen Prozentsatz, hier also Zinsfuß, und Grundwert (Kapital) in gewisser Beziehung zueinander. Merken wir: Der Grundwert ist immer 100 %! In einer früheren Nummer der „Reichs-Elternwarte" sprachen wir über die Prozentrechnung, die ja doch die Hauptverwandte der Zinsrechnung ist. Dort erwähnten wir die große Bedeutung des Prozent-„Einmaleins"! Das können wir in der Zinsrechnung teilweise gebrauchen. Darum wiederholen wir es hier. Es muß genau so gut sitzen, wie das Einer-Einmaleins.

Vom Grundwert (100 %) sind:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1 % = $\frac{1}{100}$ | 25 % = $\frac{1}{4}$ | $8\frac{1}{3}$ % = $\frac{1}{12}$ | 80 % = $\frac{4}{5}$ |
| 2 % = $\frac{1}{50}$ | 50 % = $\frac{1}{2}$ | $4\frac{1}{6}$ % = $\frac{1}{24}$ | 75 % = $\frac{3}{4}$ |
| 4 % = $\frac{1}{25}$ | $12\frac{1}{2}$ % = $\frac{1}{8}$ | $6\frac{2}{3}$ % = $\frac{1}{15}$ | $66\frac{2}{3}$ % = $\frac{2}{3}$ |
| 5 % = $\frac{1}{20}$ | $6\frac{1}{4}$ % = $\frac{1}{16}$ | $3\frac{1}{3}$ % = $\frac{1}{30}$ | $37\frac{1}{2}$ % = $\frac{3}{8}$ |
| 10 % = $\frac{1}{10}$ | $33\frac{1}{3}$ % = $\frac{1}{3}$ | 30 % = $\frac{3}{10}$ | $62\frac{1}{2}$ % = $\frac{5}{8}$ |
| 20 % = $\frac{1}{5}$ | $16\frac{2}{3}$ % = $\frac{1}{6}$ | 40 % = $\frac{2}{5}$ | $87\frac{1}{2}$ % = $\frac{7}{8}$ |

Wie wir diese Prozentzahlen praktisch anwenden, werden wir im folgenden sehen. — Ehe wir mit der Berechnung der Zinsen beginnen, wollen wir uns einmal das Wesen des *Schuldscheins* klarmachen, auch Schuldbrief oder Schuldverschreibung genannt! Es kann jeder einmal in die Lage kommen, mehr oder weniger Geld entleihen zu müssen, sei es von einem Freund oder Kameraden oder von einer öffentlichen Kreditanstalt (Sparkasse, Bank). Der Schuldschein ist eine Urkunde, in der eine Schuldsumme schriftlich anerkannt wird mit der Verpflichtung, den Kredit dem Gläubiger nach einer bestimmten Zeit gegen Verzinsung zurückzuzahlen. Die einfachste Form einer Schuldanerkenntnis ohne weitere Bedingungen — nur damit der Gläubiger „etwas in der Hand hat"! — „unter Brüdern" — könnte so lauten:

Bescheinigung!

Heute habe ich als Darlehen von Herrn Richard Schulze, Berlin N 4, Invalidenstraße 20,

— RM 50 (fünfzig) —

erhalten.

Berlin, den 15. Februar 1941.

Wilhelm Müller,
Schlossermeister,
Birkenwerder bei Berlin.

So eine einfache Quittung (Bescheinigung) als Schuldschein sollte man auch bei größter Freundschaft der Partner ausstellen, *der Ordnung halber*! Das hat nichts mit Mißtrauen zu tun. Denken wir nur einmal daran, daß der Gläubiger oder der Schuldner ohne Mitwisser plötzlich tödlich verunglückt! Da bleiben nur Treu und Glauben für die Angehörigen übrig, wenn eine schriftliche Unterlage fehlt. Man erspart sich und den Angehörigen

manchen Aerger, wenn ein ordnungsgemäßer Schuldschein vorliegt. Ein „richtiger" Schuldschein könnte z. B. so aussehen:

> Schuldschein.
>
> Von Herrn Hugo Meier, Frohnau bei Berlin, Platanenallee Nr. 6, habe ich heute als Darlehen
>
> — RM 500 (fünfhundert) —
>
> erhalten. Ich verpflichte mich, 4 % Zinsen zu zahlen gegen vierteljährliche Kündigung.
>
> Frohnau bei Berlin, den 15. Februar 1941.
>
> August Hut, Tischler.

Und noch einen Begriff wollen wir klären, bevor wir in das praktische Rechnen steigen! Die Zinsrechnung hat es häufig mit einer „Hypothek" zu tun! Da steht in unserer Zeitung folgende Anzeige:

> 7000 RM auf Haus mit Garten als 1. Hypothek gesucht. Angebote unter W.B.405 an die Geschäftsstelle dieser Zeitung.

Hypothek heißt griechisch „Unterlage". Hier sucht jemand einen Realkredit, also ein Darlehen gegen Pfand! Wir sprachen vorhin davon! Auf die Anzeige melden sich Geldgeber. Gläubiger und Schuldner werden sich einig über Zinsfuß, Zeit, Kündigung usw. und gehen zum Notar (Rechtsanwalt) oder gleich aufs Amtsgericht. Dort sind alle Häuser und unbebauten Grundstücke in ein Grundbuch eingetragen. Zu Lasten des Schuldners wird dort in das Grundbuch auf sein Besitztum zur 1. Stelle eine Hypothek eingetragen. Mit 7000 RM in diesem Falle ist das Haus „erststellig belastet"! Das heißt, der Gläubiger kann die Zwangsversteigerung beantragen, wenn der Schuldner seine Verpflichtungen nicht innehält. Dabei sind die vom Staat getroffenen Gesetze zu beachten. Das Haus wird dann vom Gericht zwangsweise verkauft. Aus dem Erlös erhält der Gläubiger sein Geld zurück. Nach Abzug der Unkosten des Verfahrens erhält der Schuldner, also der ehemalige Hausbesitzer, den Rest des Erlöses ausgezahlt. — Banken beleihen ein Haus bis zu ²/₃ des Wertes, Sparkassen nur bis zur Hälfte. Der Hausbesitzer kann also bei entsprechendem Wert seines „Pfandes" eine 2. oder 3. Hypothek aufnehmen. Hierfür sind die Zinsen größer (höherer Zinsfuß!). Das geringste „Risiko" ist immer mit einer 1. Hypothek verknüpft. Darum entsprechend der erhöhten Unsicherheit der auf die 1. Hypothek folgenden Hypotheken der erhöhte Zinsfuß. Als Urkunde wird der sogenannte Hypothekenbrief gebildet. Er ist ein Wertpapier, das an der Börse gehandelt werden kann. Soviel über das Hypothekenwesen, das einen großen Teil des juristischen Studiums ausmacht. (Wörterbuch nachschlagen!)

## Unsere Rechenstunde

# Uebungsstoffe für das 7.-8. Schuljahr

## 1. Übung

| RM | RM | RM |
|---|---|---|
| 300 | 150 | 1 % |
| 1200 | 230 | ½ % |
| 2800 | 112 | 2 ½ % |
| 50 | 3000 | 4 % |
| 82 | 8 | 3 % |
| 9 | 1 | 2 % |

Berechne nach nebenstehender Tabelle die einjährigen Zinsen! (Mit Rechenvorteil!)

Die Auflösung folgt. Wir rechnen das nächste Mal in der Zinsrechnung weiter. Vor allem praktische Aufgaben! — Für heute ist es genug.



Trudchen hat „Aufsicht"!

Aufnahme: Archiv des Reichsnährstandes

# Nachgehende

Nicht immer wird das Gute von den Menschen allsogleich als gut erkannt. Im Gegenteil, in den meisten Fällen sträuben sie sich, wenn das Gute zugleich das Neue ist, mit Händen und Füßen gegen jede Aenderung ihrer Lebenshaltung und Lebensgewohnheiten, und mag ihnen diese Aenderung noch so eindringlich gepredigt und für ihr Gesamtwohl als noch so notwendig geschildert worden sein. Sie mißtrauen dem Neuen und mißtrauen dem redlichen Willen derer, die ihnen durch das Neue helfen wollen.

So eine Einstellung ist vielfach in bäuerlichen Kreisen zu finden, deren zähes Festhalten am Althergebrachten ihnen nicht immer zum Segen gereichte. Besonders nicht auf dem Gebiete der Gesundheitspflege, um die es trotz „der guten Luft", trotz der „Arbeit im Freien" und trotz der „reichlichen Ernährung" nicht immer aufs beste bestellt war. Davon wissen seit langem die Landärzte und die ländlichen Fürsorgerinnen zu berichten, und davon konnten sich in der jüngsten Vergangenheit, als einmal die soziale und damit auch die gesundheitliche Fürsorge als Programm der Partei und des Staates im großen durchgeführt wurden und als zum andern neue Gaue, in denen auf diesem Gebiete bisher so gut wie nichts getan worden war, zum Reiche traten, die Helferinnen der NSV. eingehend unterrichten.

Und es zeigte sich hier wie schon so oft: alles Belehren, alles Ermahnen nutzte nichts. Die es anging, dachten gar nicht daran, ihr Leben anders zu leben, und auf den Beratungsstellen der NSV. wartete man in manchen Gegenden vergeblich auf die Ratsuchenden; die bäuerliche Bevölkerung glaubte keinen Rat nötig zu haben.

Ihre Einstellung durfte jedoch für die NSV. kein Hindernis sein, die ihr vom Staat übertragene Aufgabe der Betreuung und Hebung der Volksgesundheit zu er-

Die Höfe, die zu betreuen sind, liegen über das ganze Tal verstreut. Die Fahrgelegenheiten sind gering, und so ist die Schwester fast immer zu Fuß unterwegs



Die Beratung der Hoffenden gehört zum besonderen Aufgabenkreis der Schwester, denn das kommende Kind soll der Landfrau keine vermehrte Arbeit und Sorge bereiten

Viel Ueberraschungskunst gehört dazu, um die Landfrauen davon zu überzeugen, daß „Mehlmus" keine gute Kindernahrung ist. Aber mit der Zeit setzt sich das Neue durch





## …ne Fürsorge

füllen. Denn es geht ja bei dieser Aufgabe um mehr als um ein Einzelschicksal; von ihrer Lösung hängt letztlich der Bestand des Staates ab. Kamen die Bauernfrauen nicht zu den Fürsorgestellen, so gingen diese zu ihnen, die nachgehende Fürsorge wurde geschaffen, und „von Haus zu Haus" wurden die Erkenntnisse einer vernünftigen Gesundheitspflege verbreitet. Für diese Arbeit wurden die sogenannten „Freien Schwestern" (Angehörige des Reichsbundes der Freien Schwestern und Pflegerinnen — auch „blaue" Schwestern genannt) von der NSV. eingesetzt, und ihnen wurde zunächst die Betreuung von kinderreichen Familien und insbesondere die Beratung und Ueberwachung von Müttern und ihren Neugeborenen in ländlichen Gebieten übertragen.

Es gibt in unserm Großdeutschen Reiche Gegenden, in denen diese nachgehende Fürsorge die einzige Möglichkeit darstellt, deutschen Müttern beratend und helfend zur Seite zu stehen. Würde z. B. in den Streusiedlungen der Steiermark oder in Tirol-Vorarlberg eine Fürsorgestelle, wie wir sie in den Städten kennen, einen Zweck haben? Weder die werdenden Mütter, noch die Mütter mit ihren Säuglingen würden die oft unwegsamen Gebirgspfade, die von ihren zum Teil über 1000 Meter hoch gelegenen Höfen zum Ortsmittelpunkt führen, überwinden können. Hier muß die Fürsorgerin zu ihnen kommen.

Und sie kommt. Anfänglich wird ihr mit unverhohlenem Mißtrauen begegnet. Man ist es in den Bergen nicht gewohnt, einem Fremden einen Einblick in den Haushalt oder in das Familienleben tun zu lassen; und man läßt es die Schwester fühlen, daß sie ungebeten erschien. Das verdrießt sie aber nicht. Sie weiß, wie sie das Vertrauen dieser einsamen Menschen gewinnen kann. Sie weiß wo Strenge und

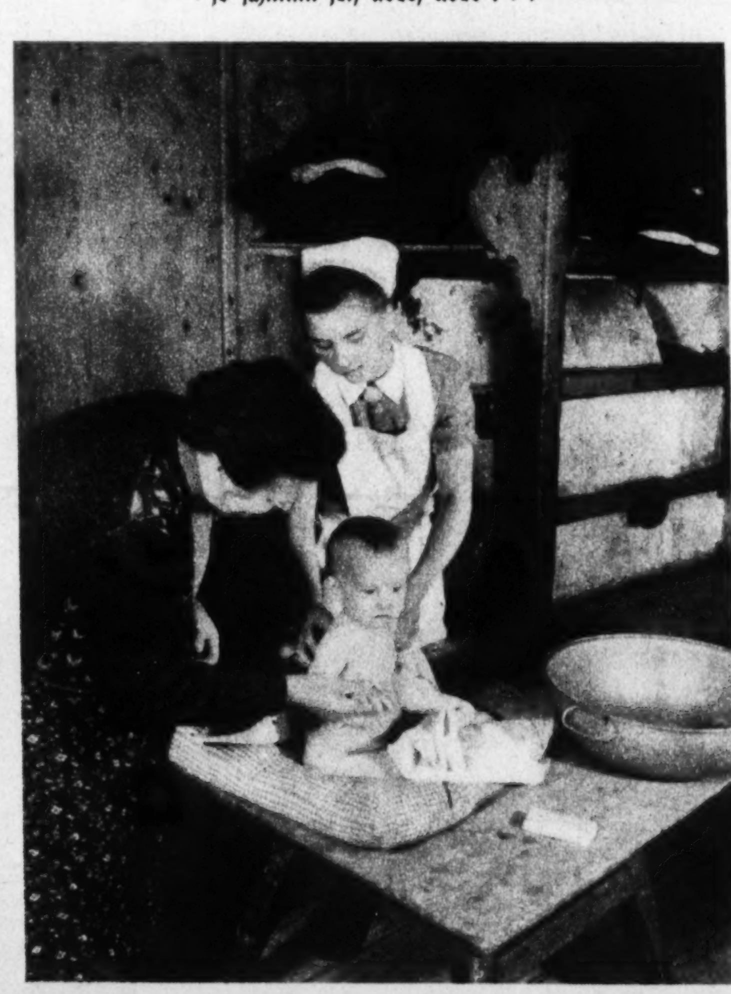


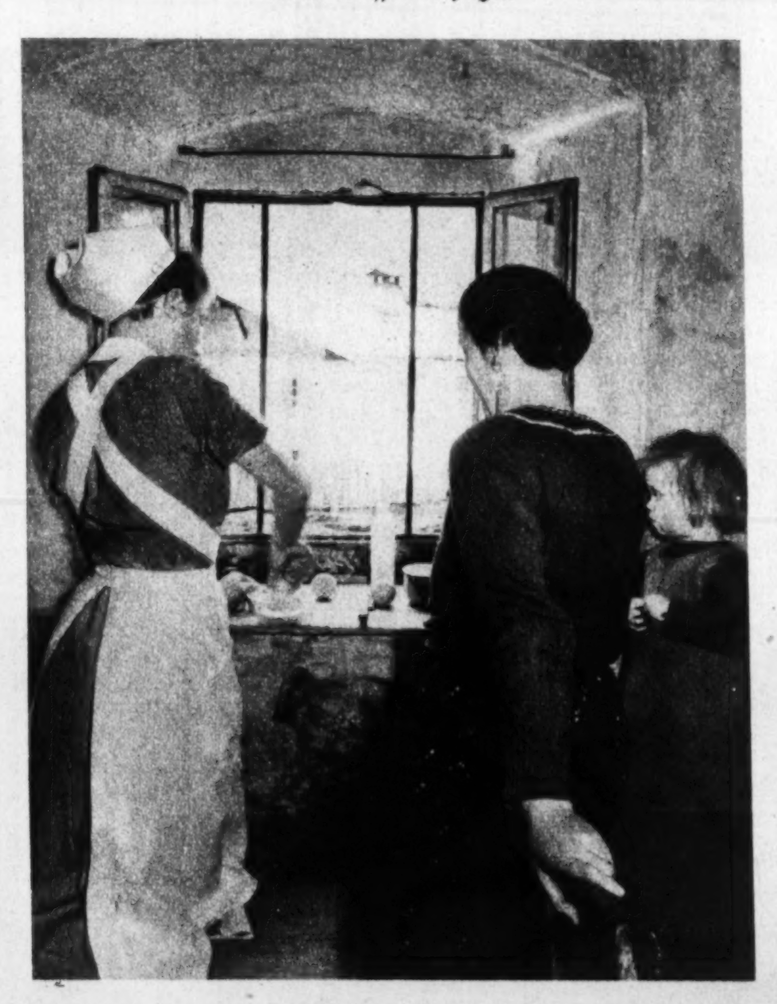
Engste Verbindung mit den Landleuten ist die Voraussetzung für eine erfolgreiche Arbeit der Schwester. Erst dann kann sie feststellen, wo ihre Hilfe notwendig ist

★

Oft ist es nur ein kleiner Hautausschlag, auf den die Schwester aufmerksam machen muß. Zwar meinen viele Mütter, daß so etwas nicht so schlimm sei, aber, aber . . .

Daß man sich auch in obstarmen Zeiten mit Zitronen als Zusatz zur Kindernahrung helfen kann, muß die Schwester den Landfrauen an vielen Beispielen zeigen





wo geduldiges Eingehen auf verkrampfte Vorstellungen am Platze ist, und es dauert nicht lange, da hat sie sich die Herzen der Mütter erobert. Sie fühlen es am ehesten, daß hier nicht Neugierde oder neumodische Besserwisserei zu ihnen ins Haus kam; sie erkennen den Sinn der Aufgabe, welcher die Schwester dient, und nehmen schließlich ihren Rat und ihre Hilfe dankbar an.

Unsere Bilder berichten von dem Wirken einer in der nachgehenden Fürsorge tätigen „blauen" Schwester, die den Müttern im Stubaital zur Seite steht. Das ist eine Aufgabe, die schon rein äußerlich einen „ganzen Kerl" verlangt; denn nur zu Fuß oder im Winter auf den Brettern sind die meisten der Berghöfe zu erreichen, und man muß selber eisern gesund sein, um hier der Gesundheit der andern dienen zu können. Und dann gehört dazu jenes unwägbare Etwas, das die deutsche Schwester schlechthin ausmacht, jene Harmonie der Persönlichkeit, die Energie, Liebe und Nationalempfinden zur Menschenführung befähigen.

Mit dem Sichkennenlernen beginnt die Tätigkeit der Schwester auf den Berghöfen. Ist hierbei das erste Mißtrauen oder die erste Scheu der Berghofbäuerin, die vielleicht — eben deshalb ging ja die Schwester zu ihr — ein Kind erwartet, überwunden, dann spricht hier die Frau zur Frau. Und ist dann das Kindchen da, dann schaltet sich ganz behutsam die Schwester ein und räumt ebenso unaufdringlich wie zielbewußt auf mit all den Vorurteilen und althergebrachten Gepflogenheiten um das Kleinkind, die diesem nicht zuträglich waren und seine Gesundheit und Körperkonstitution gefährdeten. Die Forderung „Luft und Licht in der Wochen- und Kinderstube" wird von der Schwester trotz anfänglichen Widerstandes in die Tat umgesetzt, und die Ernährung von Mutter und Kind den Erkenntnissen angepaßt, die Wissenschaft und Erfahrung lehren. Gerade auf dem Gebiet der Ernährung des Kleinkindes sind die meisten und „eingefressensten" Vorurteile zu überwinden; die Einseitigkeit der Säuglingsnahrung durch Schleimmischungen, Gemüse- und Fruchtsaftzusatz zu beseitigen, dazu bedarf es oft vieler Ueberredungskunst. Doch der Schwester gelingt es. Und wenn dann so ein kleiner Schreihals trotz — es müßte ja heißen „wegen!" der neumodischen Kost prächtig gedeiht, dann hat die Schwester nicht nur eine Familie, sondern sogleich deren mehr gewonnen. Und sie hat im fernentlegenen Winkel unseres Vaterlandes mit dazu beigetragen, daß auch dort eine junge Generation heranwächst, die körperlich zu den großen ihr bevorstehenden Aufgaben wohl gerüstet ist.

*Albrecht Schäfer*

# Heinz wurde kein Dieb!

War das eine Ueberraschung, diese Begegnung mit dem Matrosen-Gefreiten Heinz Bertl! Ich zähle sie mit zu den schönsten Erlebnissen meines Heimaturlaubs.

Nach einer dienstlichen Meldung bin ich auf dem Weg zu meiner Wohnung, da grüßt mich ein Matrose mit strammer Ehrenbezeigung. Ein Matrose bei uns am Alpenrande? Diese etwas kleine aber kräftige, breitschulterige Gestalt, diese tiefschwarzen Augen, die mich frei und selbstbewußt unter dunklen starken Brauen ansehen. Und diese vollen, festen Lippen, haben diese sich nicht einst beim Kinde zur trotzig-abwehrenden Schnute gespitzt? Kein Zweifel, das ist Heinz.

„Heinz, Sie hier? Auf Erholungsurlaub? Wie ich mich freue! Sie haben Zeit, ja? Kommen Sie mit ins Café. Setzen wir uns in eine gemütliche Ecke, dann müssen Sie erzählen." —

„Wie lange haben wir uns nicht mehr gesehen, seit Sie mir damals Ihr schönes Zeugnis als ausgelernter Konditorgeselle vorwiesen?"

„Sechs Jahre sind seitdem vergangen, Herr Hauptmann. In dieser Zeit habe ich allerdings viel erlebt. Sie wissen ja im großen ganzen aus meinen Kartengrüßen und von meiner Mutter, daß mich der Wind in der halben Welt herumgeblasen hat. Der Krieg hat noch ein weiteres dazugetan. Aber wenn Sie Einzelheiten interessieren, ich will gerne berichten."

Mehr als drei Stunden saßen wir zusammen. Heinz wurde nicht müde, meine manchmal recht neugierigen Fragen zu beantworten und rundete das Bild, das ich von ihm zu gewinnen suchte, durch seine Schilderungen zu einem einheitlichen und guten Eindruck.

Zwischenhinein bemerkte er einmal: „Ich mußte oft an Sie denken. Noch heute meine ich Ihre Worte zu hören, wie Sie mir vor der ganzen dritten Klasse meine Ehre wieder gaben, als Sie sagten: „Heinz ist kein Dieb. Ich habe immer an seine Ehrlichkeit geglaubt. Er wird ehrlich bleiben." Das hat mir unendlich wohl getan, wo doch alle Schulkameraden wegen der angeblich von mir gestohlenen drei Rosen auf mich einhieben. (Sieh „REW." 1940, Nr. 21, Seite 408.) Ich weiß, ich war kein bequemer Schüler für die Lehrer, auch später in den oberen Volksschulklassen nicht. Aber ein Lump, für den mich die anderen ansahen, der war ich bestimmt nicht, und Sie haben in mir den Glauben gefestigt, daß ich auch nie einer werden würde. Sie kennen ja die Verhältnisse, in denen ich als Kind aufwachsen mußte. Die trugen wohl an vielem die Schuld. Jetzt aber kann ich auf etwas hinweisen, was für mich am meisten spricht: Gerade in meinem Beruf als Koch und Konditor kann man einem Manne nicht alles vor den Händen wegsperren. Man muß ihm eben vertrauen dürfen. Und dieses Vertrauen habe ich in keiner meiner Stellungen enttäuscht. Ueber all das Schlimme von einst bin ich hinweggekommen."

Das war nicht zu viel gesagt. Davon hatte ich mich überzeugen können. Hatte ich doch kurz vor Kriegsbeginn auf Ersuchen seiner Mutter für ihn Schreibmaschinenabschriften seiner Zeugnisse angefertigt, darunter eines, das ihm vom Inhaber eines großen Restaurants in einer mitteldeutschen Stadt ausgestellt worden war. Darin hieß es: „Herr B. war von — bis zum heutigen Tage als Konditor und aushilfsweise als Koch in meinem Betrieb beschäftigt. Herr B. hat als Konditor voll und ganz selbständig gearbeitet und verstanden, schmackhaftes und ansehnliches Gebäck herauszubringen. Auch in der kalten, wie in der Kaffeeküche und in der Eiskonditorei war er durchaus bewandert und zuverlässig. Unerwähnt möchte ich nicht lassen, daß Herr B. fleißig, ehrlich und jedem Druckgeschäft gewachsen war (als Druckgeschäft bezeichnet man es im Gaststättengewerbe, wenn unvorhergesehen große Gästemassen rasch versorgt werden müssen, wie etwa bei einem plötzlich einsetzenden Unwetter). Ich wünsche Herrn B. für die Zukunft alles Gute!" —

Welcher seiner ehemaligen gehässigen Schulkameraden und seiner Lehrer hätte es damals für möglich gehalten, daß der kleine schwarze „Dieb, Lügner und Raufbold" als Mann eine solch glänzende Beurteilung ausgestellt bekäme?

Wir wollen diese fast unwahrscheinliche Wandlung aus der Schilderung seiner Entwicklung heraus zu verstehen suchen:

Als Heinz vor etwas mehr als zwanzig Jahren in meine erste Klasse eingeschult wurde, war er mir schon kein unbeschriebenes Blatt mehr. Vom Kindergarten her ging ihm ein übler Steckbrief voraus, denn die Kinder, Schwestern und Eltern behaupteten einmütig, er stehle. In den Läden sähe man ihn betteln, von den Schaufenstern nehme er Aepfel und Orangen weg, und das Eigentum seiner kleinen Hortkameraden sei nie sicher vor ihm. Wenn man ihm aber einen Diebstahl auf den Kopf hinsage, leugne er

immer, oder er schlage gleich wild mit den Fäusten drein.

Sein Betragen während der ersten Schulmonate schien seinen üblen Ruf leider zu bestätigen. Er erwies sich als unaufmerksamer, unruhiger Tändler und neigte allem Anschein nach wirklich zur Unredlichkeit. Oft kamen seinen Klassenkameraden Kleinigkeiten, wie Vesperbrote und Süßigkeiten abhanden. Die mußte natürlich Heinz haben. Der aber leugnete stets mit seinem immergleichen, trotzigen „Is gar nix wahr!" Merkwürdigerweise fand sich jedoch bei dem kleinen Missetäter nur selten das Diebesgut. Aber daß er fast täglich auf der Straße mit anderen Kindern, auch größeren Jungen, zum Raufen geriet, das stimmte haargenau. Und der scheue, fast verstockte Blick, mit dem er seine ihm feindliche Umgebung aus den schwarzen Augen gewöhnlich musterte, brachte ihm nirgends Zuneigung ein.

Ob ich wollte oder nicht, ich mußte mich mit dem Jungen beschäftigen, mehr als mit manchem anderen. Bald wußte ich, daß er aus einer wohl ordentlichen, aber sehr armen Familie stammte, die sich mit ihren fünf Kindern nur mühsam durch das Elend der Inflationsjahre zu schlagen vermochte. War es da verwunderlich, wenn der Kleine den Lockungen der süßen Auslagenherrlichkeiten manchmal nicht widerstehen konnte? Deswegen brauchte er noch keine verbrecherische Anlage zum notorischen Dieb zu haben. Ueber die Ursachen der häufigen Schlägereien erlangte ich auch allmählich Klarheit. Dauernd wurde er von den anderen Schülern gehänselt und gereizt. Auf der Straße schrien sie ihm nach: Du Dieb, du Lügenbeutel, du schwarzer Lotsch u. a. m. Das ließ er sich natürlich nie gefallen. In seiner Abwehr kämpfte er leider stets allein gegen viele. Niemand ergriff für ihn Partei. Das mußte ihn haßerfüllt, trotzig und verbittert machen.

Als ich ihn im zweiten und dritten Schuljahr mehr und mehr beobachten und kennenlernen konnte, begann ich ernstlich Zweifel zu hegen an Heinzens unverbesserlich schlechtem Charakter. Fast in allen Fächern konnte ich ihm eine Zwei geben. Im Betragen mußte es allerdings vorerst bei der Drei bleiben. Immer wieder fiel mir auf, daß man ihm trotz genauester Untersuchung nur in den wenigsten Fällen einen Diebstahl wirklich nachweisen konnte.

So stellte ich mein Verhalten ihm gegenüber auf eine freundliche, verstehende Behandlung um, spendete mehr Lob als Tadel und nahm ihn gegen gedankenlose Verdächtigungen seiner Mitschüler möglichst in Schutz. Ja, in einem letzten Fall, mit den drei Rosen, der sich in der dritten Klasse ereignete, war es mir möglich, der Klasse durch den vermeintlich Bestohlenen nachzuweisen, daß alle ihn grundlos verleumdet hatten. Nie vergesse ich die Blicke des Triumphes, aber auch der Verachtung, die der Gerechtfertigte damals seinen Anklägern zuwarf, und wie dankbar seine Kohlenaugen mich darnach anstrahlten.

Als ich Heinz am Schlusse des dritten Schuljahres einem anderen Lehrer überantwortete, schieden wir als gute Freunde. Der Junge wußte, einer verstand ihn, einer glaubte an ihn.

Wer nun denkt, Heinzens künftiges Schülerdasein wäre von jetzt an glatt verlaufen, der verkennt die Schwierigkeiten, gegen die ein Kind, vorbelastet durch die öffentliche Meinung und gedrückt durch armselige, häusliche Verhältnisse, jahrelang zu kämpfen hat.

Während seine Noten in allen Fächern ziemlich gut blieben, verschlechterten sie sich im Betragen und Fleiß. In den Eintragungen kehren die Klagen über Rohheiten, Raufereien immer wieder. In zwei Fällen soll er sogar nochmal Unredlichkeiten begangen haben. Aber die Schlußbemerkung seines Lehrers in der achten Klasse gesteht ihm endlich zu, daß er sich gebessert habe und mit ehrlichem gutem Willen weiterstrebe.

Abgesehen von der Charakterwandlung, die die Entwicklungsjahre manchmal mit sich bringen, brachte der Junge erstmals mit vierzehn Jahren die Kraft auf, die ihn blind verfolgende Umwelt auch innerlich zu überwinden. Er hatte manches Schlimme schließlich geradezu aus Trotz und Wut gegen jene mißgünstige Welt getan, die ihn einfach schlecht haben wollte.

Als ihn in der Konditorlehre eines entlegenen Marktfleckens eine andere kleine Welt aufnahm, die ihm keine Vorurteile und Gehässigkeiten entgegenstellte, begann der Junge sich zu bewähren. Das bewies sein tadelloses Gesellenzeugnis.

Sollte die Arbeitslosigkeit des Winters 1933/34, die trotz gigantischer Anstrengungen des jungen Dritten Reiches noch nicht überwunden werden konnte, dem hoffnungsfreudigen jungen Menschen nicht doch noch zum Verhängnis werden?

Nun erst recht nicht, dachte Heinz, und nahm sein Leben kühn allein in die Hand. Im Februar 1934 berichtete mir seine Mutter, der Junge habe das tatenlose Herumsitzen nicht mehr ausgehalten. Gegen den Willen seiner Eltern sei er im Januar bei Schnee und Eis mit dem Rad fort. Mit dem Rad nach Hamburg! Er wollte auf ein Schiff als Kochshelfer.

Nein, Heinz verkam nicht. Er biß sich durch, kämpfte gegen die mißgünstige Welt, die ihm die Arbeit verwehren wollte, ebenso zäh, wie gegen die feindselige Umwelt seiner Kindheit.

Bei seiner in Hamburg wohnenden Tante fand er Unterschlupf, bis ihn ein kleiner Oeltanker, der nach Kanada fuhr, aufnahm. Mehrere Monate pendelte er mit dem Kahn zwischen Amerika und Europa hin und her, wechselte dann nach Südamerika hinüber, im folgenden Jahre schickte er mir Ansichtskarten von fast allen größeren Anlegeplätzen Frankreichs, Spaniens, Afrikas und des Mittelmeeres. Jetzt arbeitete er schon als selbständiger Konditor auf den großen Fahrgastschiffen der deutschen Woermann- und Ostafrikalinien. Später siedelte er auf ein Begleitschiff des Kreuzers „Emden" über und diente zuletzt seine Zeit bei der Kriegsmarine.

Während dieser Fahrten hatte er den Köchen neben seiner Arbeit viel abgelernt. Er konnte jetzt selbständig kochen. Auch seine allgemeine Weiterbildung vergaß er nicht, lernte Englisch und versäumte nicht, sich überall Land und Leute genau anzusehen. Trotzdem blieb er solide, trank und rauchte nicht, aber einen Teil seiner Ersparnisse opferte er für seinen Vater, der in den vierziger Jahren erblindete und von einer überaus kärglichen Pension die Mutter und zwei unmündige Kinder erhalten mußte. — Einmal schrieb mir Heinz, er habe sich in einer unserer Kolonien schon ein Plätzchen ausgesucht. Dort wolle er einmal ein Speisehaus eröffnen. Eine tüchtige fleißige Braut, die mit seinen Plänen einverstanden sei, werde ihm einst als Frau zur Seite stehen.

Nach seiner Marinedienstzeit wollte er es aber doch mal auf dem Festlande versuchen und nahm die schon erwähnte Stellung als Koch und Konditor in dem Restaurant an. Mit dem von dort erworbenen Zeugnis bewarb er sich einige Wochen vor Kriegsbeginn bei einem der größten Hotels eines Tiroler Kurortes als erster Koch. Er durfte sie mit dreihundert Mark Monatslohn und freier Station sofort antreten.

Der Krieg brach seine Laufbahn nicht ab. Er bog sie nur etwas aus. Heinz blieb weiterhin Koch, nur mit dem Unterschied, daß er seine Matrosenkameraden auf den kleinen Minen-Suchbooten und später auf größeren Kriegsfahrzeugen zu versorgen und bei Kraft und guter Laune zu erhalten hatte. Es gehört schon ein ganzer Kerl dazu, in der winzigen Küche eines ehemaligen Fischerbootes für vierzig Mann zu kochen, gleichviel, ob die Nußschale wochenlang in der stürmischen Nordsee herumstampft und rollt oder anderswo in eisiger Kälte treibt. Der Koch Heinz Bertl darf nicht seekrank werden. Er hat zu kochen, unentwegt zu kochen von früh bis spät und muß außerdem noch erkrankte Kameraden auf der Wache ablösen. Und er gerät bei diesem Dienst in einem Jahr durch vier lange Winter: 1939/40 in der Nordsee, im Frühjahr bei Narvik und noch höher in den norwegischen Gewässern, im Sommer und Herbst sieht er Spitzbergen. Als ihn die heimatliche Nordsee wieder aufnimmt, ist hier schon wieder der Winter eingekehrt.

Wäre nicht Krieg, Heinz stünde wahrscheinlich schon am Ziel seiner letzten Wünsche und Pläne. Er wollte erst die Konditormeisterprüfung ablegen und dann noch an einem längeren Lehrgang zum Chefkoch teilnehmen. Das sollte viel Geld kosten. Zu verdienen hatte er es gedacht auf einem Wal-Fänger in der Antarktis. Dort wären die Löhne am höchsten gewesen. Es scheint aber, daß ihn das Eis des Südpols nicht mehr reizt. Heinz hat seine Selbständigkeit und Tatkraft im Kriege wohl noch besser geschult als im Frieden. Die Erfahrungen für den Chef einer späteren Großküche sammelt er jetzt in der Küche eines Marine-Ausbildungslagers, wo es täglich den Hunger von etlichen Tausend Mann zu stillen gilt. Heute lacht der Siebenundzwanzigjährige, weltgewandt und erfahren, selbstbewußt und tüchtig über seine einstigen kleinen und großen Sittenrichter. Von so manchem weiß er zu erzählen, der seine Nase noch nicht über die Grenzen der engeren Heimat hinauszustecken gewagt hatte, den erst der Krieg aus dürftigen und engen Verhältnissen herausreißen mußte, der bis heute nur von der Hand in den Mund lebte.

Heinz ist nicht bange vor der Zukunft. Er hat ein schönes Stück Geld zurückgelegt für die Gründung einer selbständigen Existenz. Auch diese wird er einst zur günstigen Gelegenheit mit beiden Fäusten anpacken. — B. —

# Hochzeit! Hochzeit!

Erzählung von Arnold Ulitz

Zeichnungen von F. Wölenberg



2. Fortsetzung.

Ganz hinten im Garten stand eine kleine Bank, schon altersschwach und altersschwarz, und hier hockte der alte Ciaja, der ärmste Bauer im Dorfe, wenn's nach dem Gelde ging, aber der reichste auf andere Art, denn an seiner Seite saß der junge Karl Ciaja, und dieser Sohn hatte vor zwei Monaten seine erste heilige Messe gelesen und war ganz überraschend in die Heimat gekommen. Nun war es allerdings kein Wunder mehr, daß drüben in der Ecke bei den vielen Johannisbeersträuchern so viele hübsche Mädchen standen und unter ihnen sogar die sechs Mädchen der marianischen Jungfrauenkongregation, die, ganz in braun gekleidet und nur mit einem blauen Halsbändchen geschmückt, Klaras Brautjungfern sein sollten. Nun hatten also diese frommen Kinder ein Ziel für ihre törichten Augen: diesen feinen, zarten, schlanken Kaplan, der etwas zu blaß und, wie Franzek fürchtete, nicht gut genug ernährt war. „Ich freue mich, Herr Kaplan! Nein, wie ich mich freue!" sagte er und machte Verbeugungen. Er hätte dem jungen Geistlichen ohne weiteres die Hand geküßt, aber der zartfühlende Karl Ciaja, der als Kind im Dorf immer nur der leise Karlik geheißen hatte, mußte dergleichen geahnt haben und brachte seine schönen, weißen Hände bescheiden in Sicherheit. „Das ist mir ja so eine große Freude, Herr Kaplan!" — „Und mir auch, Herr Kosiol, Sie und mein liebes Dorf wiederzusehen und gerade zu einer Hochzeit zurechtzukommen", lächelte der milde Karlik, und seine Stimme war in der Tat so weich und segnend, daß man auf der Stelle fromm und getrost werden konnte. Er erzählte heiter, wie er als neunjähriger Junge ernstlich gewünscht habe, Fräulein Klara dereinst zu heiraten, sie aber habe meistens mit Steinen oder grünen Aepfeln oder Kartoffeln und im Winter mit Schneebällen nach ihm geworfen, die in ihren warmen Händen fast zu Eis gehärtet waren. Franzek wurde ehrlich verlegen, aber der Kaplan war ja so gut und fröhlich. „Da fällt mir ein", sagte er, „daß ich immer versäumt habe, Sie wegen einer Sünde um Verzeihung zu bitten. Dieser Baum hier, gerade dieser Pflaumenbaum am Bänkchen hatte mir's angetan, und ich habe ziemlich oft gestohlen." Ungeheuer freudig, beglückt und hochgeehrt lachte Franzek; er wolle dem Herrn Kaplan noch heute einen Korb voll Pflaumen ins Ciajahäusel schicken, wenn es erlaubt sei, aber nein, nein, rief Karlik Ciaja, es sei durchaus nicht erlaubt, denn er habe leider mit dem Magen zu tun. Oh, oh, klagte Franzek aufrichtig bekümmert, aber ein Täubchen vertrage doch wohl der schwächste Magen, wie?

Da erhob sich am Tor des Gehöfts ein unbeschreibliches Getöse; es war Trompetenmusik, und sogar der alte Ciaja, der ein bißchen taub war, hörte doch diese prachtvoll schallende Musik und fragte den Sohn: „Ist's nicht schön, Karlik, daß du gerade zur Hochzeit zurecht kommst?"—

„Zehn Mann außer dem Kapellmeister, dem Buchta!" rief Franzek stolz. „Ja, der Buchta versteht's, der kann bissel mehr als bloß rasieren und Haare schneiden. Bitte, Herr Kaplan, es ist Zeit, sehen Sie, die Mädels laufen auch schon!" Er zog seine dicke goldene Uhr, ja, es war Zeit, und sie eilten nach vorn. Mariechen Kafka, die marianische Jungfrau, wandte sich noch einmal nach dem milden Karlik um.

Die Kapelle spielte im Hof, gefährlich nah an der Jauchegrube, und die Mühlknechte warteten schon mit vollen Bierflaschen, bis das schöne, laute Stück zu Ende sei, um die hochroten, schwitzenden Musikerköpfe ein wenig abkühlen zu können; da aber nun der Hausherr kam, sah sich Barbier Buchta, der trotz seines Dirigentenmantels gleichfalls eine Trompete blies, mit erschreckend vorquellenden Augen nach seinen Leuten um, hob sein Instrument, ohne es aus dem Munde zu lassen, in sonderbarer, befehlender oder beschwörender Gebärde und wurde auch sofort verstanden, denn die Musik brauste in neuem Ansturm gewaltig los. Franzek strahlte, nickte, verbeugte sich, winkte und wischte sich über die Augen, weil ihm die Freudentränen kamen.

Der Hof wimmelte von gepußten Menschen, und die braunen marianischen Jungfrauen wirkten schlicht wie Nonnen zwischen so flammendem Gelb, blühendem Rosa und dem sehr beliebten, fast augenzerstechenden Grün. In diesen Trubel hinein kam Joseph Mazuga gefahren, der Bräutigam. Er hatte keinen Vater mehr, aber an seiner Seite saß ernst und selbstbewußt sein Bruder Max, der Zollassistent, und wirkte in seiner schönen, grünen Uniform als recht ansehnlicher Vertreter des Staates. Franzek verließ den Hof in solcher Eile, als sei Joseph ein Gläubiger, und Frau Ruda erklärte ihrer Freundin, sie finde alles so komisch und könnte sich beinahe totlachen, doch die Smolka riet ihr, gut aufzupassen, denn es handle sich um einen alten, schönen Brauch.

Aus dem Hause trat jetzt Johann Bonifatius Swierzina, der Dorfschmied, der gar nicht ungeschlacht aussah, sondern im Gegenteil ein sehr schöner und eleganter Mann war, der seinen Frack mit bestem Anstand trug. Er war mit dem Bräutigam innigst befreundet, doch in dieser Minute fuhr er ihn wie ein bissiger Hofhund an:

„Was willst du hier, he?"

„Nu, meine Braut abholen!" antwortete Joseph Mazuga, schon ziemlich eingeschüchtert, aber es kam noch schlimmer; Swierzina maß ihn verächtlich vom Kopf bis zu den Füßen und sagte:

„So! Ist ja großartig! Einfach Braut abholen! Da wollen wir doch erst mal fragen, verstehst du? Kannst ja warten, wenn du willst!"

„Gut, da werd' ich ja schon warten."

Swierzina ging bis ins oberste Stockwerk hinauf, wo Herr und Frau Kosiol in regungsloser Feierlichkeit harrten.

„Guten Morgen, Herr und Frau!" sagte Swierzina, ohne auch nur aufs leiseste zu lächeln, „da ist doch unten ein gewisser Joseph Mazuga, der will seine Braut abholen."

„Ist schon richtig hier", antwortete Franzek ernst, „eine Braut ist ja im Hause, laß ihn herein!"

Swierzina ging wieder hinunter, und in die angespannte Stille des Hofes rief er barsch: „Kannst 'reinkommen!"

Jetzt war Joseph geradezu bleich, obgleich die Braut genau genommen schon seine richtige Frau war, denn standesamtlich waren sie seit gestern getraut, aber die ganz richtige Ehe, die heilige vor Gott, begann freilich erst heut. Der Zollsekretär stelzte hinter ihm, als schreite er zu einer Vereidigung und alles, was Raum fand, strömte hinter den beiden ins Haus. Swierzina stand wie ein Posten vor der Tür der Elternstube und herrschte seinen Freund Joseph wie feindselig an:

„Eine Braut ist im Hause, da hast du ja recht. Wenn du sie haben willst, gut, da kauf' sie dir!"

„Schön", antwortete Joseph, „hier hast du einen Packen Geld", und reichte ihm aus der hinteren Tasche seiner schwarzen Hose ein ganzes Bündel Papiergeld.

„Jesus, Jesus!" flüsterten die Mädchen, „das viele, schöne Geld!"

Swierzina trug das Bündel mit abgespreiztem Arm ins Zimmer. Ungeheuer war die Spannung, nur Frau Ruda kicherte ein wenig. Da kam Swierzina wieder heraus und führte Veronika, die Magd, an der Hand, aber jetzt sah sie nicht so appetitlich aus wie heut morgen beim Nudelschneiden, sondern sie hatte gewiß in der Jauche gestanden, so schmutzig waren ihre Beine, und in ihrem unordentlichen Haar hafteten Spreu und Stroh. Viele schrien und pfiffen, und die sechs marianischen Jungfrauen bedeckten vor Entsetzen ihr Gesicht.

„Oh, mein Jesus!" rief Joseph Mazuga verzweifelt, „das ist ja eine falsche Braut!"

„Waaas? Eine falsche?" höhnte Swierzina. „Du Spitzbube hast ja auch falsches Geld gegeben! Da!", und warf ihm die Billionen-, Milliarden- und Millionenscheine der Inflation verächtlich vor die Füße. „Spitzbube! Spitzbube!" kreischten die marianischen Jungfrauen. „Kratzt ihm doch die Augen aus!"

Frau Ruda wurde ängstlich, aber die Smolka flötete leise: "Sei ruhig, Martha! Alles ist Theater! Ach, du mein Oberschlesien!"

„O Jesus!" sagte Mazuga beschämt, „da hab' ich mich doch bloß vergriffen, glaub' mir nur, Bruderherz! Hier hast du gutes Geld, aus der andern Tasche!", und zog den zurechtgelegten Fünfzigmarkschein hervor, so daß alle, und diesmal sehr auf-



richtig, staunten, denn wenn auch der verstorbene Mazuga mit seiner Ziegelei viel verdient hatte, fünfzig Mark, das war nobel. Wieder war gespannte Stille. Hinter der Tür hörte man Swierzina mit Schmiedeschritten stampfen, dann ein paar gedämpfte Worte, dann wieder Schritte, zahlreichere dieses Mal, und nun tat sich die Tür auf, und Swierzina führte die todblasse Klara, in schwarzer Seide, in schwarzen Strümpfen, in schwarzen Lackschuhen, heran, und Farbe hatten in diesem strengen Bildnis nur das hellblaue Bändchen am Hals, das Zeichen der marianischen Jungfrauen, und im kunstvoll gewellten, dunkelbraunen Haar der Myrthenkranz mit seinen vielen hundert dunkelgrünen, wie lackiert glänzenden Blättchen. Hinter Klara und Swierzina schritten Franzek und die gute, alte Rosa, und sie, die Brautmutter — nein, Frau Ruda hätte fast aufgeschrien — trug um den Kopf einfach ein Tuch wie eine Marktfrau, aber ihr blasses Gesicht war in dieser Stunde trotz ihres Alters, trotz des gefallenen Sohnes und der fünf gestorbenen Töchter von madonnenhafter Schönheit und Güte.



Als dann Franzek mit starker, aber bebender Stimme sprach: „Du hast gutes Geld gegeben, Joseph Mazuga, so nimm dafür meine gute Tochter!“, da ging ein allgemeines Schluchzen wie bei einem schrecklichen Unglück los; die Männer zwar hielten sich einigermaßen, wenn auch mit gefeuchteten Augen, aber die Weiber weinten und wimmerten fassungslos. Sehr vernehmlich, aus ergriffenem Herzen, weinte Frau Smolka, und als die Dame aus Breslau erst einmal erkannt hatte, daß es eine Anstandspflicht war, zu weinen, legte auch sie den Kopf auf die rechte Schulter und vergoß gleichfalls Tränen, ohne sich anstrengen zu müssen. Zollassistent Max Mazuga, Förster Gnilka und Bahnmeister Johann Kafka, also die Männer in Uniform, behielten selbstverständlich trockene Augen, aber jeder von ihnen sah aus wie ein Andreas Hofer vor dem feindlichen Gewehr.

Geradezu als Wahnsinnige gebärdete sich Klara, und hätte man nicht genau gewußt, daß sie den hübschen, strammen, tugendhaften und bemittelten Josef seit langem liebte, so wären Franzek und die Mutter jetzt als Rabeneltern erschienen. Klara jammerte ergreifend: „Mütterchen, liebes, zuckriges Mütterchen!“ Sie flüchtete wild an die kleine, bitterlich weinende Frau und dann an den Vater, der die Augen bedeckt hielt, aber ihr Myrthenkranz verschob sich um keinen Millimeter, und ihre Frisur erlitt in keinem Härchen ihrer glänzenden Dauerwellen einen Unglimpf.

Swierzina gab dem Brautvater einen bedeutsamen Wink, Franzek räusperte sich sehr kräftig, und alle wußten, nun war es an der Zeit, in die Kirche zu ziehen.

Niemand fuhr im Wagen, obwohl die Kutsche der Mazugas noch dastand, sogar das Brautpaar ging zu Fuß, und Frau Ruda hätte sich totlachen mögen. Ohne Kommandorufe ordnete sich ein wunderschöner, langer Zug: vornweg Buchta und die zehn Musikanten mit ihren sonneglühenden Trompeten, dann die sechs marianischen Jungfrauen in Braun, dann das Brautpaar mit gesenkten Augen, die Eltern und Josephs Bruder, Förster Gnilka mit Frau, Bahnmeister Kafka mit Frau, dann zu dreien Frau Ruda, Frau Smolka und eine schöne, gesunde Dame in grüner Seidenbluse, die durch Frau Smolka ihrer Freundin als Frau Bankdirektor Cibulka aus Ratibor vorgestellt wurde, hierauf der verwitwete und versoffene Bauer Woitinek mit seinem Sohn, der in Charlottenburg das Bergfach studierte, dahinter der Bäckermeister Pokorny mit seiner Frau, seiner drallen, lustigen Tochter Paula und seinem Sohn, dem Theologiestudiosus aus Breslau, und viele andere Bauern mit ihren Frauen und junge Burschen, junge Mädels, die Knechte aus Kosiols Mühle und ganz zuletzt das Bäuerlein Ciaja mit seinem Sohn, dem Kaplan, und mit Swierzina, der ein guter Kommandant der Nachhut war und seine dürre Frau vorne mit andern gehen ließ.

Die Kirchenglocke läutete schon, aber man hörte sie nur matt, denn die Musikanten spielten mit unglaublicher Kraft und Hingabe. Staub dampfte um die Hochzeitsprozession und baute ein Gewölbe, durch das sie schwitzend dahinzog.

Frau Ruda äußerte gegen Frau Cibulka, sie hätte es sich nie träumen lassen, daß sie je eine Bauernhochzeit mitmachen würde, und finde alles ungeheuer komisch. „Ja, nicht wahr“, sagte Frau Cibulka, „es ist wunderschön“, geradezu, als sei komisch und wunderschön genau das gleiche. Die Breslauer Dame stutzte, da Frau Cibulka nicht städtisch fein, sondern oberschlesisch hart sprach, und vermutete mißtrauisch, die gute Smolka habe wieder einmal kräftig übertrieben. „Ist Ihr Gatte wirklich Bankdirektor oder nur so etwas wie Bankfilialleiter?“ fragte sie ziemlich scharf. Frau Cibulka lachte gutmütig und antwortete: „Man sagt halt immer Direktor zu meinem Mann. Mir ist's ja egal, was er ist, wenn er nur gut zu mir ist, und ich kann sagen, er ist ein Engel, wirklich der Cibulka. Damals, vor zehn Jahren, wissen Sie, da hab' ich ja Angst gehabt, daß er bloß auf mein Geld geht, denn Geld war da, wissen Sie, mein Vatel hatte die Gastwirtschaft, die jetzt dem Wanjura Alfred gehört, aber der Cibulka ist wirklich ein guter Mann, und wenn er mal geschäftlich nach Breslau fährt, na, da macht er vielleicht mal eine Ecke, aber wenn er wiederkommt, ist er immer wieder ein Engel!“ „Oh, ich kenne ja deinen Oskar“, bestätigte Frau Smolka, „du sagst wahrhaftig nicht zuviel, Barbara!“ Frau Ruda hingegen legte den Kopf sehr weit in den Nacken zurück und begann vor sich hinzusummen, obwohl die Kapelle wahrlich Musik genug machte, und dies Summen bedeutete, daß sie sich langweilte, und daß, genau genommen, niemand ihresgleichen zugegen sei.

Es gab natürlich keine strenge Ordnung in diesem wunderschönen, komischen Hochzeitszuge, sondern oft genug geschah es, daß jemand seinen Platz wechselte. So machte es Müllergeselle Willusch, der unaufhaltsam bis hinter Familie Pokorny drängte und sich keck hinter die dicke Paula schob, und so drängten die beiden Studenten möglichst weit nach vorn, um den sechs marianischen Jungfrauen nahe zu sein, denn Fritz Woitinek, der als Charlottenburger Student ein bißchen den abgefeimten Großstädter spielte, war in Olga Wanjura, die Gastwirtstochter, vergafft und behauptete ohne Grund, dies hübsche Mädel gehöre in keine Jungfrauenkongregation mehr hinein, und Alois Pokorny liebte, obwohl er Theologie studierte, Mariechen Kafka, die Bahnmeisterstochter, trotz ihrer zahllosen Sommersprossen.

Auch Franzek wäre gar gern einmal am Wegrande stehengeblieben, um alle, alle vorbeiziehen zu sehen, alle, alle mit seinem glücklichen Blick und seiner guten Laune zu umfassen und ihnen für nachher guten Appetit zu wünschen, aber der Anstand befahl ihm natürlich, an der Seite seiner guten Rosa und hinter Tochter und Schwiegersohn zu marschieren.

Vor der Kirche unter den Birken scharten sich viele Weiber und Kinder, und Franzek wurde verwirrt, weil es die Ungeladenen waren, die gewiß aus keinen freundlichen Augen auf die Hochzeitsleute blickten und war traurig, daß er nicht wirklich das ganze Dorf hatte einladen können, aber schon so kostete ihn der Spaß weit über 1000 Mark. Traurig war er trotzdem, denn an diesem schönen Tage hätte es keinen Neid und überhaupt nichts Häßliches geben sollen, und so ging er mit gesenkten Augen.

Da stand Fräulein Wanda von Koschinsky, die Dorfschneiderin. Sie war sehr häßlich und hatte sogar ein kurzes Bein, was aber beides gar nicht gestört hätte, und sie war auch wirklich eingeladen worden und hatte Hochzeitskuchen ins Haus bekommen, aber Kuchen wie Einladung hatte sie abgelehnt, denn sie war stolz. Noch ihr Urgroßvater, behauptete sie, habe als polnischer Graf das Recht besessen, den König von Polen mitzuwählen, und habe in einem Schloß bei Krakau gewohnt. (Fortsetzung folgt.)






## Irrwege der Mutterliebe

Mutter und Kind — — wo gibt es ein tieferes inneres Verbundensein, wo einen natürlicheren Zusammenklang zweier Menschen? Eine Mutter fühlt unausgesprochen Behagen und Unbehagen ihres Kindes, sie liest aus des Kindes Ausdruck und Bewegungen seine Freuden und Leiden. Und doch — — auch Mutterliebe schlägt oft Irrwege ein, die das Erziehungswerk gefährden oder die Harmonie der Familie empfindlich stören!

Wie gern erzählen Mütter in Gesellschaft etwas von ihren Kindern, erst vielleicht nur von ihren kleinen Streichen, von spaßhaften Vorfällen, dann mit Stolz von ihren Fähigkeiten und Anlagen, bis sie schließlich auch die zartesten Regungen und Aeußerungen kindlichen Innenlebens, jene bescheidenen, in der Gefühlswelt des Kindes wurzelnden Geheimnisse preisgeben — — vielleicht sogar um der Wirkung willen mit etwas kräftigerer Farbengebung, als es der Wahrheit entspricht. Die Kinder stehen dabei oder hören davon: muß sich ihr Herz nicht verschließen und verhärten, kann die Mutter wirklich noch die Vertraute im Gefühlskreise der Kinder sein, wenn sie deren Seelenleben, das ihr ganz allein gehörte, Fremden preisgibt?

Eine ähnliche Gedankenlosigkeit! — Ein zehnjähriger Junge versagte bei der Aufnahmeprüfung für die höhere Schule. Mutterliebe fand die Schuld in seiner Nervosität, von der andere bisher kaum etwas beobachtet hatten. Seitdem galt der Junge als nervöses Kind, war für Jahre hinaus im Verwandten- und Freundeskreise gewissermaßen „abgestempelt", und das Bewußtsein seiner Minderwertigkeit schwächte seine Willenskraft und nahm ihm sein Selbstvertrauen. Wäre es nicht besser gewesen, die Mutter hätte sich bemüht, jene Nervosität, die vielleicht nur ein vorübergehender Mangel an geistiger Sammlung war, „wegzusuggerieren" und vielmehr immer wieder sein inneres Selbst und das Bewußtsein seines Könnens zu stärken?

Daß die Erziehung eines Kindes, zumal eines Jungen, in die Gefahr einer gewissen Einseitigkeit gerät, falls der Vater früh gestorben ist, leuchtet ein. Man denke nur an das sprichwörtlich gewordene „Muttersöhnchen"! Freilich —— es ist menschlich zu verstehen, wenn Mutterliebe in banger Sorge um das einzige ihr Gebliebene Irrwege geht. Ein solcher ist es z. B., wenn die Mutter das Kind nie von sich läßt und glaubt, nur der Umgang mit ihr könne es fördern und bereichern. Nein, Kinder gehören zu Kindern und müssen so oft als möglich mit Kameraden zusammen sein! „Die Kinder sind die besten Lehrmeister, die man wählen kann, weil sie eine viel verständlichere Sprache reden als wir", sagte Goethe einmal zu Soret. Dieses Einordnen in andere, die Fülle von Anregungen für Phantasie und Wissen, die das Kind erhält, die Freude am Verkehr mit Gleichaltrigen: alles das trägt unendlich viel zum inneren Wachstum bei.

Die zehnjährige Inge hat plötzlich Zahnschmerzen! — Es hilft alles nichts: die Mutter muß mit ihr zum Zahnarzt. Dieser schlägt die Hände über dem Kopf zusammen: „Drei Zähne müssen heraus, sieben plombiert werden, und zwar leider nicht nur Milchzähne! . . . Warum sind Sie nicht früher gekommen?" — „Ja, ich wollte schon längst kommen, aber das Kind dauerte mich so, sie bettelte, ich sollte es noch aufschieben, und da tat sie mir so leid...!" — Derartige Erklärungen erlebt ein Zahnarzt immer wieder. Ja, die Liebe einer Mutter muß am rechten Flecke auch einmal energisch sein können, gegen das Kind und — — gegen sich selbst!

Ein heikles Thema ist „Kind und Schule"! — Wie oft geht Mutterliebe hier Irrwege! Es ist durchaus verständlich, daß eine Mutter geneigt ist, ihrem Kinde recht zu geben, falls es in der Schule versagt oder etwa bestraft worden ist, und es ist ebenso klar, daß es keine vollkommene Schule und keinen vollkommenen Lehrer gibt. Mütter urteilen aber gern zu schnell und zu gefühlsmäßig, ja sie stellen den Lehrer vor dem Kinde bloß, statt erst beide Teile zu hören. Adolf Matthias spricht es offen aus: „Die Affenliebe beklagt und bemitleidet den Jungen stets als ein Opfer seiner Mitmenschen." Und wie hier der Lehrer so daheim der Vater. Hat das Kind in seinen Leistungen Mißerfolge, so pflegt es zur Mutter zu gehen, nicht zum Vater. Denn die Mutter „zankt" nicht gleich, sie ist milder, und sie läßt sich vertrösten. Durchaus verständlich. Ein Irrweg aber wird beschritten, sobald die Mutter dem Vater die Sache verschweigt. Denn erstens geht kostbare Zeit verloren, die dazu hätte benutzt werden können, die Lücken auszufüllen; zweitens bildet die Mutter, falls ein derartiges Verhalten zur Gewohnheit wird, mit den Kindern schließlich eine Partei gegenüber dem Vater und untergräbt damit die innere Einheit der Familie.

Das Kind wächst heran, es wird älter, findet einen Lebensgefährten, und beide gründen einen eigenen Hausstand! Wieviel kann auch in diesen Jahren die liebende Fürsorge der Mutter bedeuten! Wie nahe daneben liegen aber Zwist und Verbitterung, wenn die Mutter zu viel „bemuttert", wenn sie sich in Arbeit und Streben, Tun und Lassen der jungen Leute zu weit einmischt und ihre eigene Person, ihren Rat oder ihre Ansicht geradezu aufdrängt! Soviel Selbstüberwindung es der Mutter auch kosten mag: sie muß beizeiten zurückzutreten wissen. Vermag sie diese Kunst zu üben, so läßt sie nur dem natürlichen Lauf der Dinge sein Recht, und sie wird innerhalb ihrer Familie nie vereinsamen.

*Dr. Weitzel*

## Die schlanke Linie zwischen 40 und 50

Der größte Kummer der „Uebergangsjahre" beiderlei Geschlechts ist der leidige „Bauchspeck", dieses schier unvermeidliche Uebel trotz Gymnastik und Schlankheitstee. Gesicht, Nacken, Arme und Beine sind noch (oder dank täglicher Bemühungen schon) leidlich, nur das Bäuchlein läßt sich nicht verleugnen. Der Bauchspeck ist jedenfalls am schwersten durch Tees und turnerische Uebungen anzugreifen. Und doch gibt es ein Mittel, ihn in wenigen Wochen wegzuzaubern. Soll ich es verraten?

Morgens und abends im leichtbekleideten Zustand macht man als Einlage zwischen Rumpfbeugen und Beinstoßen folgende Massage: Man spannt den Leib kräftig an bei angehaltenem Atem und stößt abwechselnd mit beiden gestreckten Händen wie mit Vogelhieben punktierend mit den Fingerspitzen so kräftig, wie irgend möglich, in die Bauchdecke, immer nur so lange, wie man die unter dem Bauchspeck lagernde Muskulatur anspannen kann. Auf diese Weise wird der Bauchspeck kräftig durchblutet und schnell abgebaut, zumal diese Punktmassage auch besonders fördernd auf die Verdauung wirkt.

Auf diese Weise kann man das überschüssige Fett auch dort bekämpfen, wo ihm am schwersten beizukommen ist, und bald wird man sich leicht und beweglich fühlen und alle Korsettpanzer und starren „Hüfthalter" fortlassen, die die letzte jugendliche Elastizität zerstören und schwere Gesundheitsschädigungen im Gefolge haben. Ein Körper, dessen freie Blutzirkulation durch Abpressen und Einengen des Adersystems rund um die Körperteile mindestens 14 Stunden am Tag schwer unterbunden ist, muß Störungen bekommen. Viele körperliche und seelische Leiden der Wechseljahre bei der Frau haben sicherlich ihre Hauptursache in der gewaltsamen und künstlichen Vortäuschung der schlanken Linie. — Also weg mit dem Bauchspeck nach bewährter Methode.

### Gelüfteter, trockener Ausfahrwagen

Am Wachstuchbezug des Ausfahrwagenbodens schlägt sich, besonders bei kaltem Wetter, leicht Feuchtigkeit nieder, so daß man sie nach der Ausfahrt in Tropfen abwischen kann. Die Matratze bekommt dadurch mit der Zeit muffigen Geruch und Stockflecken.

Man kann diesem Uebelstand leicht und endgültig dadurch abhelfen, daß man unter die Matratze eine Lage Zellstoffwatte legt, die alle paar Tage gewechselt wird. Die poröse Watte saugt Feuchtigkeit gierig an, bindet Gerüche und hält den Wagen von unten schön warm in der kalten Jahreszeit, in der sie besonders am Platze ist.

*Anni Weber*

brot bereiten, da versammelt sich die Dorfjugend. Jedes Kind hat aus Haselnußruten ein Pfeifchen, vorne als Schalmei eine große mächtige Zeitung. Verstanden, nur Haselnußpfeifchen dürfen das sein! Nun stellt sich der Zug auf. Voraus die Hexe. Das ist natürlich einer von den größeren Buben. Aber fürchterlich schaut dieses Wesen aus! Alte zerlumpte Kleider, schmutzig, Stroh auf dem Kopf, wirklich zum Fürchten! Die Buben treiben mit Gebrüll und Geschrei die Hexe vor sich her durchs ganze Dorf. Sie haben alte Trommeln, oder wer keine solche besitzt, eine leere Heringsdose umhängen und verstärken mit solchem Taktschlag den Austrieb der Hexe. Die Mädchen schreiten artig und gesittet hinterdrein und blasen ganz nach Belieben auf den Schalmeien. Ein recht schönes Durcheinander ist das! Die Bauern und Bäuerinnen treten dann vors Haus sobald der Zug vorbeikommt und schicken all die Sorgen und Lasten mit der Hexe fort. Nach dem Dorf geht der Zug ein Stück durch die Felder, und wenn das ganze Dorf umschritten ist, werden sie verbrannt die alten Fetzen, die sämtliche bösen Geister und Hexen versinnbildlichen. Die Jugend steht um das erlösende Feuer und singt immer von neuem den Spruch:

„Hex, Hex, Fledermaus, flieg zu unserm Dorf hinaus, fliege ja nicht wieder ein, wir kehrn noch beim Michl-Wirt ein, trinken noch ein Schöppchen Wein!" — bis die paar kümmerlichen Rest verkohlt sind. Nun ist sie verbrannt die Alte und mit ihr alles Unheil. Die Kinder müssen heim, weil schon gleich zu Abend geläutet wird, da darf kein Kleines mehr im Freien sein. Aber die Männer, die Bauern, die kommen noch zum Michl-Wirt und manch einer schläft in dieser Nacht erlöst — — —, weil doch die Flur rein ist, alles kann nun wachsen. Und wenn bei der Schnitternte schwere Aehren gemäht werden und jeder Halm und Zweig die Frucht kaum tragen kann, dann denkt der Bauer mit Dankbarkeit und Genugtuung an den Hexenaustrieb. Ja, der hat's gemacht! Wenn im Winter sich wieder so wirres Zeug einnistet, die Dorfjugend hat den alten schönen Brauch ererbt und vertreibt jeden Frühling diesen Spuk! Und die Alten sind froh darum!

## Ergebnis unserer Preisaufgabe aus Heft 25/1940

Ich hatte euch eine Reihe von Fragen gestellt, die auf den ersten Blick so leicht scheinen, daß es kaum der Mühe lohnt, sie auf einer Postkarte zu beantworten, nicht wahr? Aber bei näherem Zusehen habt ihr wohl gemerkt, daß da doch so kleine Fußangeln drin versteckt lagen. Ich bin aber sehr erfreut, daß sich doch eine stattliche Anzahl von Jungen und Mädel an die Beantwortung herangewagt und eine gute Lösung gefunden haben. Nehmt nun einmal das Heft 25 zur Hand und vergleicht einmal die Fragen mit den Antworten, die ich nachstehend abdrucke. 1. Warum hüpft der Sperling über die Straße? Antwort: Weil er auf die andere Seite will! 2. Was läßt sich nicht mit Worten ausdrücken? Antwort: Der Schwamm! 3. Warum kann es nicht zwei Tage hintereinander regnen? Antwort: Weil zwischen zwei Tagen bekanntlich eine Nacht liegt! 4. Wieviel Eier kann ein Riese auf nüchternem Magen essen? Antwort: Eins, denn wenn er das gegessen hat, ist er nicht mehr bei nüchternem Magen! 5. Wann hat der klügste Mann der Welt gelebt? Antwort: Zwischen seinem Geburts- und seinem Todestage! 6. Was tut der Storch, wenn er auf einem Beine steht? Antwort: Dann hebt er das andere Bein hoch! Wie einfach sind die Fragen, nicht wahr? Aber die meisten haben etwas Geheimnisvolles dahinter gesucht und — dadurch sind sie hereingefallen. Immerhin aber habe ich das Los dennoch zum Schiedsrichter wählen müssen. Die Preisträger stelle ich euch nun vor: den ersten Preis in Höhe von 10,— RM. bekam **Lieselotte Frey** in **Mainz**, den zweiten Preis in Höhe von 5,— RM. bekam **Lore Nagel** in **Halle**/Saale, je ein wertvolles Jugendbuch ferner: **Wolfgang Labude** in **Güsten**/Anhalt, **Alfred Borchert** in **Hermannshütte** im Sudetengau, **Edith Mohr** in **Reichenau** bei Gablonz, **Erna Meyers** in **Bendorf** bei Koblenz, **Horst Platschek** in **Berlin-Halensee** und **Fritz Bengel** in **Stuttgart-Münster**. — Allen Einsendern sage ich herzlichen Dank. Im nächsten Heft habe ich wieder eine sehr spannende Preisaufgabe.

Fritz.





# Kinderwarte

## Die Jugend eines Professors

Puh, werdet ihr denken, was soll dieser Junge schon gemacht und erlebt haben? Nur gelesen und gelernt, während seine Kameraden draußen herumtollten. Glaubt ihr wirklich, daß aus einem Stubenhocker ein brauchbarer Mann, sogar ein Professor werden könnte? Lest bitte weiter, die Geschichte des jungen Ernst Moritz Arndt wird euch bestimmt gefallen!

Ernst Moritz war das vierte Kind der Familie Arndt, es kam bald noch ein Mädel und ein Junge hinzu, so daß das halbe Dutzend voll ward. Später wurden sie noch zwei Geschwister mehr. Diese Kinderschar verlebte in Rügen eine herrliche Jugend! Wißt ihr, was es heißt, Bauernjunge zu sein, welche Herrlichkeiten mit einem Leben auf dem Lande verbunden sind? Spielen mit den Tieren des Hofes, Herumstreifen auf dem väterlichen Felde und Walde, Baden im nahen Meere, Fischen in den vielen Teichen und in den Gräben auf Krebse, Hechte und Aale, Vogelstellen im Herbste, Schlittenfahren und Schlittschuhlaufen — all dies gehört zu einem richtigen Landleben. Und all dies tat auch der kleine Ernst Moritz!

Es gab damals erst wenig Schulen und keine in der Nähe, und ein Hauslehrer wurde den Eltern zu teuer, so war im Frühling und Sommer Feld und Wald, Wiese und Wasser, Blumen und Vögel die Schule der Kinder, von der sie viel Gutes und Nützliches lernten.

In der Erntezeit, wo viele Hände gebraucht werden, wurden auch die Jungen oft einige Stunden vor der Sonne schon aus dem Bett gescheucht. Sie mußten Ochsen und Pferde herbeitreiben, oft auch den ganzen Tag als Hütejungen gehen. Das aber heißt: Herr sein über viele Tiere, König über ein kleines Land! Sollten gar Pferde durch die Teiche geschwemmt werden, so durften sich die Jungs draufsetzen und der Vater trieb sie mit der knallenden Peitsche ins Wasser. Einmal ritt Ernst Moritz ein unbändiges Pferd in den Teich; wie immer, wenn es ins Wasser ging, war er auch diesmal splitternackt, als es ihn beim Herausspringen abwarf und er in — Nesseln und Dornen fiel. So sehr ihm auch das nackte Fell brannte und blutete, er weinte und jammerte nicht, denn so etwas wollte der Vater bei seinen Jungs nicht sehen! Ihr wundert euch, daß die Jungs ganz nackend-badeten? Man kannte damals weder Baden noch Turnen, also auch keine Badehosen. Aber die Jungs wußten trotzdem schon, was schön und gesund war und sie badeten lieber nackig als überhaupt nicht!

Ja, Vater Arndt wußte recht gut, wie er seine Kinder zu erziehen hatte! Fuhr er im Winter stundenweit mit dem Klingelschlitten zu Verwandten oder Freunden, so nahm er die älteren Buben mit; wenn sie fror, mußten sie nebenher laufen, um wieder warm zu werden. Einmal — als Ernst Moritz im Einspänner eingeschlafen war — warf sein Vater absichtlich mehrmals um. Der Junge wühlte sich immer wieder aus dem Schnee heraus, aber wehe ihm, wenn er dabei weibisch geplinst hätte!

Ob es Sonnenschein, Regen oder Schneegestöber war, die Jungen mußten hinaus ins Wetter, sich auf das zahme Rößlein setzen und des Vaters Brief oder Besorgung erledigen. Wenn sie beschneit oder durchnäßt und zähneklappernd zurückkamen und sich an den Tisch setzten, jammerte es die Frauen wohl, aber der Vater lachte dazu und lobte die Jungen, die lustig in alles Wetter hineinsahen. Vater Arndt meinte, daß ein Junge, der einmal Stein und Stahl anfassen müsse, nicht in Baumwolle eingepackt werden dürfe! Diese Erziehung war hart, aber Ernst Moritz hatte Freude daran, denn die väterlichen Aufgaben machten ihn immer mutiger und trotziger. Sein Vater schüchterte seine Jungs auch nicht durch Stock und Prügel wieder ein!

Im Herbst und Winter, wenn die Eltern am meisten Zeit hatten, hielten sie selber Schule ab mit ihren Kindern. Der Vater



**Ob sie alles finden werden?** Aufnahme: H. Richter

hatte sich vom einfachen Gutsarbeiter hinaufgearbeitet zum Gutspächter und war weit in der Welt herumgekommen, er konnte sein Deutsch schöner und richtiger schreiben als die meisten Landräte und Generale jener Zeit. Er lehrte seinen Kindern Schreiben und Rechnen, und die Mutter übte mit ihnen Lesen und erzählte ihnen Märchen.

Im Winter, wenn die Abende so lang sind, haben sich die größeren Geschwister die Langeweile durch Geschichtenerzählen verkürzt. Ernst Moritz ging mit ihnen dann oft schon um 8 Uhr zu Bett, und in der dunklen Kammer erzählte jeder von dem, was er aus Erdkunde und Naturkunde Wundersames behalten oder von anderen Leuten gehört hatte, erfand auch mancherlei Neues wohl hinzu.

Bei feierlichen Gelegenheiten hatten es Ernst Moritz und seine Geschwister nicht so gut! Das glaubt ihr nicht? Auf einem Feste ging es sehr feierlich, steif und lächerlich zu: Die Damen hatten sich das Haar eingepudert und zu drei Stockwerken Locken aufgetürmt, ihre Füße in die engsten Schuhe gezwängt und trippelten dann wacklig auf hohen Absätzen einher. Die Herren kamen mit mächtigen Stiefeln, bis über die Knie aufgezogen, daher, sie trugen einen großen dreieckigen Hut auf den steif einpomadisierten Locken und dem langen Haarzopf. Und die Jungen? O, es war eine schreckliche Kopfmarter! Oft bedurfte es einer vollen Stunde, bis der Zopf gesteift und die Locken mit Pomade, Nadeln und Puder geglättet und aufgetürmt waren. Da ward, wenn 3—4 Jungen in der Eile fertiggemacht werden sollten, mit Wachs und Pomade draufgeschlagen, daß die hellen Tränen über die Backen liefen. Und wenn sie nun in die Gesellschaft traten, mußten sie bei jedermann, bei Herren und Damen, mit steifer Verbeugung die Runde machen und die Hand küssen.

Also es war und ist tatsächlich so: in Wald, Wiese und Wasser wild und nackt umhertoben zu dürfen, das ist viel herrlicher als die Vergnügungen der Erwachsenen! Von dieser herrlichen Jungenwelt mußte Ernst Moritz sich trennen. Er sollte, als er herangewachsen war, die Höhere Schule in Stralsund besuchen!

Die Jungen in der großen Stadt waren vornehm gekleidet und bewegten sich wie die Pfauen, dagegen sah unser Ernst Moritz aus



wie eine Krähe. Ihr habt euch sicherlich auch schon einmal lustig gemacht über einen Dorfjungen. Das ist aber ungerecht! Ihr habt ja schon gelesen, was für eine herrliche Jugendzeit die Jungen auf dem Lande verleben, also muß in diesen Jungen auch ein rechter Kerl drinstecken. Das bewies Ernst Moritz gar bald, denn als ihn einige seiner neuen Schulkameraden etwas unsanft anzutasten wagten, lagen die Burschen im Nu von ihm zusammengeknickt am Boden.

Sein alter Rektor war die Gewissenhaftigkeit und Ordnung selber. Doch dies und manches andere lernt man später erst begreifen, daß es nötig ist. Denkt nur dann, wenn ihr Soldat seid, daran, wie wichtig Genauigkeit und Sauberkeit sind, und wie schön — daß ihr es schon von früh auf habt üben können!

Seine anderen Lehrer waren jung, bei denen machte es viel Spaß. Ernst Moritz lernte aber auch gern. Er lieh sich viele Bücher vom Lehrer, der im selben Hause über dem Flur wohnte, so hatte er sie nicht weit zu schleppen.

Ernst Moritz war gesund und stark, er wollte es auch auf jeden Fall bleiben. Um so mehr, als er gewahr wurde, daß es unter den größeren Schülern mehr als einen leichtfertigen und liederlichen Gesellen gab. Mochten diese prahlen, wie gern und wie oft sie die Nächte durchfeierten und daß sie schon mit einem Mädel gingen, Ernst Moritz aber wollte erst ein Mann werden! Er ging viel hinaus in die Natur, streifte durch die Umgebung, übernachtete unter freiem Himmel, ja, er badete noch im Oktober und im November in der See. Seinen Leib zwang er zu Tapferkeit, Härte und Sauberkeit. Darüber staunten und kopfschüttelten seine Eltern, und tun es nicht auch heute manche Leute, wenn sie uns Pimpfe marschieren, exerzieren, baden und boxen sehen? Den Weg, den Ernst Moritz Arndt alleine ging, heute tut's die ganze deutsche Jugend: sie geht freiwillig den Weg der körperlichen Härte und körperlichen Sauberkeit!

Wie aus dem Jungen Ernst Moritz ein tüchtiger deutscher Mann und Vater wurde, der Dichter vieler bekannter Lieder, ein Professor der Geschichte und ein Greis, an die 90 Jahre alt, so werden wir, deutsche Jungen und Mädels, auch unseren Körper stählen und unseren Geist schulen, um — wenn auch nicht Professor — so doch tüchtige Männer und Väter oder gesunde Frauen und Mütter für Deutschland zu werden!

# Alter Brauch

In so vielen Orten und Gegenden meiner lieben Heimat herrschen noch die schönen alten Bräuche. Da waschen sich junge Mädchen am Ostermorgen im Bach, da wird man dann so viel schöner und lieber, da begraben die Burschen am dritten Kirchweihtag die Kirchweih in Gestalt eines ausgestopften Mannes, da gehört an diesem Tag jedes Hühnchen, das frei herumläuft, dem jungen Volk. Ja, diese alten wunderschönen Feste sind Erholung und Freude des Bauern. Wenn nach jeder Jahreszeit die Arbeit getan und der Landmann ein klein wenig, ein paar Tage ausspannt, dann gehört zu diesem Ruhen ein alter Brauch. Und der Bauer ist froh, daß er seine Sitten und Arten hat. Sie sind ein Teil seines Lebens und Schaffens; er ist mit dem alten Bauernglauben und den so oft richtigen Bauernregeln so eng verwachsen, daß man sich ein richtiges Bauernvolk ohne seinen Aberglauben gar nicht vorstellen kann.

Also: das ist in jedem Jahr im Frühling. Die Saat kommt ganz klein vorsichtig aus dem warmen Schoß der Mutter Erde und wird zusehends größer und die zarten grünen Triebe wogen schon bei leisem Wind ein klein wenig. Da schreitet der Bauer oft seine Felder ab und beobachtet mit Bangen und Hoffen dies wunderbare Wachstum. Ja, dies soll doch sein Brot werden, durch seiner Hände Fleiß Brot für Kinder, Brot für das Volk! Der Bauer nimmt es schwer und ernst mit seiner Aufgabe, er ist ja Lebensquell für viele, viele deutsche Menschen! Nun hat er das Seinige getan und sieht froh auf sein Werk und vergißt all die Müde und den Schweiß; wenn es nur gut wird!

Nun kommt der liebe Glaube dieses braven Volkes. In der Natur und in den Lüften, da schwebt und geistert nach dem Wissen des alten Bauern so allerhand gefährliches Zeug; da flattern und seuseln Hexen, da rauschen und schlagen Geister; aller Spuk hat es eben auf die neue junge Saat abgesehen. Der Bauer muß helfen, sonst gibt es wenig Brot in diesem Jahr! Nun, wenn der April seinem Ende naht und die Tage länger sind, da treibt die ganze Dorfjugend die Hexen aus. An einem bestimmten Abend, wenn das Vieh schon versorgt ist, die Arbeiten alle getan sind und die Kamine nur so rauchen, weil doch die Bäuerinnen für diesen Abend ein extra Abend-

# Kurzweil am Feierabend

## Silben-Rätsel

Aus den Silben:

a — ab — alt — art — be — bend — ber — berg — brot — bru — ch:: — dak — der — dung — e — ein — el — er — fecht — gu — gung — in — kel — land — leip — ma — mä — mands — mer — nat — ner — nie — nu — rau — rei — rie — ror — rü — schach — schaft — scher — schlitt — se — som — ſzi — stung — ten — ter — un — un — vi — we — wei — wen — woh — zig — zu — sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, zwei Zeilen aus einem Gedicht von Wilhelm Busch nennen. (ch und ck = je ein Buchstabe.)

Bedeutung der Wörter: 1. Gewerbebetrieb, 2. männlicher Vorname, 3. schäumender Most, 4. deutscher Erfinder, 5. Mahlzeit, 6. Badeort am Bodensee, 7. Gewährung, Zuteilung, 8. schlechte Angewohnheit, 9. französischer Badeort, 10. Erziehungsheim, 11. Preisnachlaß, 12. Stadt in Schlesien, 13. warme Spätherbsttage, 14. Talg 15. Bettler, 16. Verminderung der Waffen, 17. Kampfgebiet zwischen den feindlichen Linien, 18. Hund, 19. Sagengestalt, gestalt, 20. Dorfinsassen.

## Zitaten-Rätsel

Nachfolgenden Zitaten ist je ein Wort zu entnehmen. Nacheinander gelesen, ergeben diese Worte einen Spruch.

Aus nichts wird nichts, das merke wohl, wenn aus dir etwas werden soll. (Matthias Claudius.)

Das wahre Glück des Menschen ist Gesundheit und froher Mut. (J. G. von Herder.)

Der Puder ist, so wie der Rock, für alt' und graue Weibchen. (Goethe.)

Was gar zu hoch ist, steht nicht lang! (Rollenhagen.)

Ordnungsliebe führt zu strenger Gerechtigkeitsliebe. (Lavater.)

Ein Hund ist höher als ein Mensch zu schätzen, der seiner Freunde Herzen kann verletzen. (Aus dem Persischen.)

Dem Menschen ist ein Mensch noch immer lieber als ein Engel. (Lessing.)

Die höchste Krone des Helden ist die Besonnenheit mitten in Stürmen der Gegenwart. (Jean Paul.)

## Versteck-Rätsel

Wohnung — Seekadett — Schutzimpfung — Distelfink — Tapferkeit — Weinlese — Taubenschlag.

Man entnehme jedem Wort drei zusammenhängende Buchstaben und reihe sie aneinander, es ergibt sich ein Ausspruch Bismarcks.

## Füße gesucht

Raa — Kehl — Herde — Mars — Buch — Rot — Mai — Mur — Weg — Mai — Ulm — Bor — Dach — Gas — Mus — Bar — Kur — Ton — Lehe.

Jedem Wort ist ein Endbuchstabe anzufügen, so daß neue Wörter entstehen und die Endbuchstaben zwei deutsche Städte nennen. (ch = ein Buchstabe.)

## Kapsel-Rätsel

Klausner — Eigelb — Quartierwirt — Feldlazarett — Feldmesser — Warmbrunn — Damenschneider — Weihnachtsmann — Bastard — Schafstall — Schlachtbank — Gründungsfest — Osterzeit.

In jedem Wort ist in zusammenhängenden Buchstaben ein kleineres Wort enthalten. Die Anfangsbuchstaben dieser Kapselwörter nennen eine deutsche Stadt im Osten.

## Silben-Rätsel

Aus den Silben:

a — a — bend — bend — del — der — det — diet — du — ein — el — er — erl — fie — gel — i — ir — kö — kom — län — li — li — men — mold — na — ner — nig — nis — pu — qui — re — rot — schiff — se — sit — steu — ta — ten — tern — tisch — ur

sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und dritte Buchstaben von unten nach oben einen Sinnspruch von Voß ergeben.

Bedeutung der Wörter: 1. Veranstaltung zur Volkstumspflege, 2. europäisches Volk, 3. Ballade von Goethe, 4. Musikinstrument, 5. Theatergerät, 6. Abgabe, 7. Vorfahren, 8. nordwestdeutsche Stadt, 9. germanische Göttin, 10. Wasserfahrzeug, 11. Sportart, 12. Naturerscheinung, 13. Zwerg. (qu = ein Buchstabe.)

## Silben-Rätsel

Aus den Silben:

a — an — bel — bend — boot — dek — e — e — ein — el — en — en — ent — fehr — ge — ka — kam — kung — la — lei — ler — li — lin — mech — ment — mer — ne — nörg — pe — ra — reiß — reu — ri — rin — sche — schie — se — see — si — sonn — stub — tech — tel — tel — tem — ter — ter — tern — un — ur — wä — wand — zi — zi — zu

sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und dritte Buchstaben von unten nach oben ein Zitat aus Goethes Faust ergeben.

Bedeutung der Wörter: 1. Gehaltserhöhung, 2. unüberlegtes Handeln, 3. Zeichengerät, 4. süditalienische [illegible], 5. Eigenart eines Menschen, 6. deutscher Mundartdichter, 7. Pflanze, 8. Wasserfahrzeug, 9. geheimes Einverständnis, 10. Mädchenname, 11. Wochentag, 12. Frauenberuf, 13. Gegengrund, 14. Felsen auf Rügen, 15. schöpferische Tat, 16. Meckerer, 17. Stadt in der Mark Brandenburg, 18. Vorfahren. (ch = ein Buchstabe.)

## Rätsel-Auflösungen aus Heft 5

**Kombiniertes Spruchrätsel.** 1. Salto, 2. Chrom, 3. Hegel, 4. Iltis, 5. Loden, 6. Lotse, 7. Erbse, 8. Roman. — Schiller: Eines Mannes Tugend erprobt allein die Stunde der Gefahr.

**Silbenrätsel.** 1. Ingeburg, 2. Maller, 3. Leibniz, 4. Orchideen, 5. Bohnerwachs, 6. Enkelin, 7. Identität, 8. Seidelbast, 9. Tatra, 10. Mäander, 11. Elle, 12. Haselnuß, 13. Reichspfennig, 14. Zimmermann, 15. Unterrock, 16. Drahtverhau, 17. Rüdesheim, 18. Ines, 19. Nelke. — Im Lobe ist mehr Zudringlichkeit als im Tadel.

**Austausch-Rätsel.** Leder, Taler, Herde, Wurst, Feder, Meise, Weste, Heft, Haut, Herr, Aehre, Bogen, Niete, Rasen, Geld, Zeit, Nase, Wange, Wolle, Sünde, Wecker, Wabe, Held, Tier, Possen, Krim, Wache. — Der Weise trägt sein Glück bei sich.

**Bilder-Schnecken-Rätsel.** Kampf haelt die Kraefte rege.

**Bilderrätsel.** Tat bringt Rat.



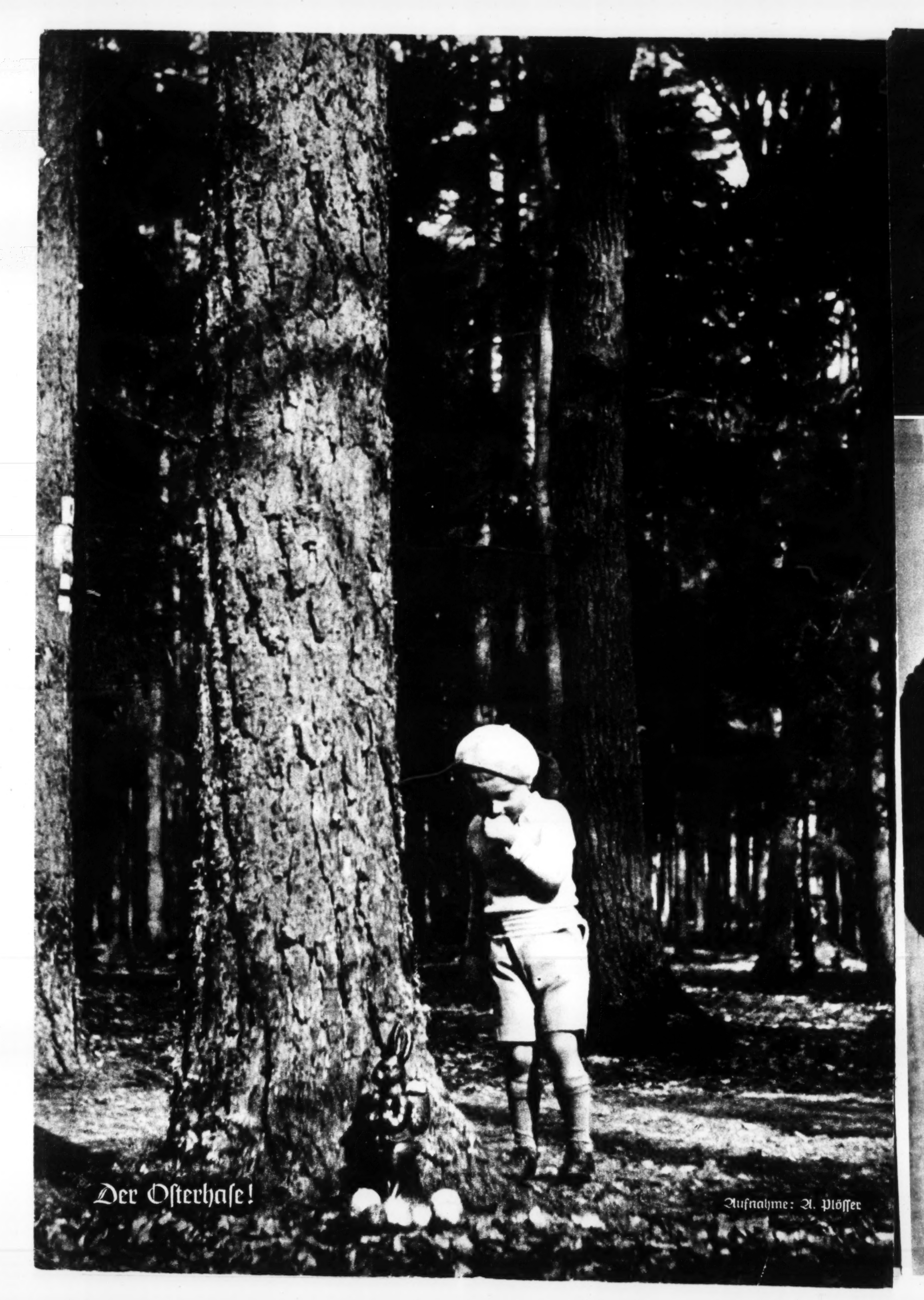

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18

Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow


In allen Fragen der Erziehung (ausgenommen Berufsberatung) erteilt unsere pädagogische Sprechstunde gegen Rückporto kostenlos Rat und Auskunft


Anzeigenverwaltung: Heinrich Beenken Verlag, Berlin C 2, Wallstraße 17—18, Fernruf 16 02 55 (Sammelnummer). Postscheckkonto: Berlin 953 (Anzeigen-Abteilung). — Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Rudolf Krause, Berlin SW, Alte Jakobstraße 124. Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 3.

Druck: Heinrich Beenken, Buch- und Tiefdruckerei, Berlin C 2



Der Osterhase!

Aufnahme: A. Plöſſer